Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 46 — Marburg i. H., den 12. November — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Wir sind Sterbende. 1 — Bewußtes Christentum. Von einem Laien. 5. Die Gewißheit des Glaubens — Kirche und Liturgie — Dr. Johannes Lepsius und die kritische Behandlung des Alten Testaments. 3. Dr. Lepsius und die Textkritik — Die Entrechtung der armenischen Kirche — Anschnauzen — Verschiedenes: Aus der kleinen Zahl (Oeser); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Wir sind Sterbende

1

Wir sind alle Sterbende. Wir sind es von unsrer Geburt an. Der erste Tag, da die Sonne den Neugeborenen grüßt, macht ihn zum Sterbenden. Jede Stunde vom Anfang des Lebens an bringt ihn dem Tode näher.

Und doch sind wir zum Licht geschaffen und zum Leben. Wie kann das sein?

Der natürliche Mensch begreift es nicht. Wie kommt es, daß wir Sterbende sind und haben doch ein langes Leben vor uns?

Das kommt daher, weil wir durch Sterben erst das Leben haben. Wir sterben, um zu leben. Das ist es, und darin liegt das Geheimnis.

Der Leib freilich geht den dunkeln Weg der Verwesung; aber unser Bestes, die Seele, steigt auf zu dem Leben, das nur das Sterben uns in ganzer Vollkommenheit und Herrlichkeit verleihen kann, zu dem Leben ohne Schuld, zu dem Leben bei Gott.

Und nun, unter diesem Gesichtspunkte, sind die verschiedenen Menschen auf Erden sich plötzlich ganz nahegerückt: die Nächsten und die Fernen, die Kranken und die Gesunden, die Alten und die Jungen, die Leichtsinnigen und die Ernsten, die Schwachen und die Starken, die Genußsüchtigen und die Weltfremden, die irdisch Gesinnten und die Gottsucher. Sie sind alle, alle Sterbende. Da ist Keiner ausgenommen; was sie unterscheidet, ist nur die Spanne Zeit, die es dauert.

Was ziehen wir nun für Schlüsse aus dieser unerbittlichen Tatsache?

Sie drängen sich von selber auf: wir sollen nie, keinen Augenblick, vergessen, daß wir Sterbende sind. Denn wenn wir auch alle die Tatsache: wir sind Sterbende, zugeben müssen, so liegt doch der Schwerpunkt auf der zweiten, die eben so unumstößlich feststehen muß, wie die erste: wir müssen leben als solche, die sich für Sterbende halten.

Wie müssen die leben, die sich für Sterbende halten? Sie werden sich mit allem Fleiß bereiten, dereinst Teil zu erhalten an dem Leben ohne Schuld, an dem vollkommenen Leben, zu dem uns das Sterben hinüberführen kann.

Und worin besteht die Vorbereitung?

Man kann das verschieden ausdrücken. Auch kann man viele Worte und wenige Worte darüber verlieren. Wir wollen kurz antworten mit den Worten, die Jesus dem Jüngling auf die Frage: Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? zur Antwort gab: Folge mir nach! Darin liegt es.

Jesus ist vor uns her den Weg gegangen, den alle Sterbenden gehen sollen. Er hat ihn uns vorgelebt. Er war sterbend vom Anfang seiner Bahn an wie wir, und er lebt doch jetzt das ewige Leben, das wir auch leben möchten.

Einige sind ihm gefolgt, längst nicht Alle. Aber gelehrt hat er Alle, Einen wie den Andern, wie wir leben sollten. Unser ist die Schuld, wenn wir die Lehre vergessen, wenn wir den Weg verfehlen.

Die Schule nun, die die Sterbenden über ihren Zustand unterrichtet, kann sehr verschiedenartig sein. Auch gehen die Auffassungen darüber, welche Form des Unterrichts in solcher Schule die beste ist, oft auseinander. Gewöhnlich meint man, die Kranken, die Leidenden, die Heimgesuchten hätten es vor allem nötig, die Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß sie Sterbende sind. Es scheint so auf der Hand zu liegen. Sie sind doch offenbar dem Ende der irdischen Laufbahn am nächsten.

Es gibt aber noch eine andre Seite.

Wer gesund, glücklich, sorgenfrei dasteht, vergißt leicht den Tod, obgleich er unabwendbar auch hinter den vermeintlich längsten und glücklichsten Jahren lauert. An ihn in erster Linie ist die Mahnung gerichtet: In dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern.

Er ist der Sterbende, der als Erster der Sterbegebete bedarf. Denn gerade mitten unter den Lebenden sitzt der Tod.

Es gibt sehr gereifte Christen, die da glauben, es sei Pflicht, einem schwer Leidenden, ihm, der auf ein langes, hoffnungsloses Krankenlager geworfen wurde, nahe zu rücken: Mensch, du mußt sterben.

Nein, nicht er, du bist der Mann, lieber Christ! Du gesunder, lebensvoller, kräftiger Stamm, der du deiner Ueberzeugung und der Ansicht der Aerzte nach ein langes Leben vor dir hast, du sollst dir mit großem Ernste sagen: ich bin ein Sterbender. Jeder Augenblick kann dich hinwegnehmen, und deine Seele wird vor Gott stehen.

Jener Dulder auf dem Schmerzenslager, er ist von Gott bereits an der Hand genommen und einen stillen Weg innerer Erlebnisse geführt, auf dem er ununterbrochen das Sterben übt. Er strauchelt oft über seiner Ungeduld, über seinem Trotz, über seiner Unzufriedenheit, o ja; aber er wird nicht gestört und irregeleitet durch das zerstreuende Leben des Gesunden.

Alle Fährlichkeiten, die den mitten im Leben Stehenden umgeben, sind ihm ferngerückt. Sinnenrausch, Genüsse aller Art, Tätigkeiten, geistiger und körperlicher Art, beeinflussen ihn nicht. Er steht an der Schwelle des Vaterhauses und schaut hinein, manchmal zaghaft, manchmal sehnsüchtig. Und wenn er hofft, einmal für dieses Leben noch zu gesunden, zu schaffen mit Kraft und Lust, so mahnt doch gleich der matte Leib: wie

Gott will! Vielleicht sollst du weiter dulden, lange noch — vielleicht immer? — und die Schmerzen, die ihn quälen, laden ihn aufs neue ein zu einem Zwiegespräch mit seinem Gott, der ihn in dies Leiden gestellt hat und ihn so besonders nimmt.

Der Andre, der Lebensvolle und Kräftige, ist nicht minder ein Sterbender wie er, der da leidet. Aber der Leidende erlebt das Sterben so gewaltig, so ergreifend, daß sein Lager zu einem fortdauernden Gottesdienst wird, in dem der Text der erschütternden Predigt heißt: Mein Leben ist wie Nichts vor dir, und der Gesang lautet:

Mach End o Herr, mach Ende
Mit aller unsrer Not.

Und das Schlußgebet: Herr, nicht wie ich will, sondern wie du willst.

M Tr

Bewußtes Christentum

Von einem Laien

5. Die Gewißheit des Glaubens*)

Die früheren Erörterungen haben versucht, zu zeigen, wie ein gebildeter Laie, der nicht aus kirchlichen Kreisen stammt, zu einem festen, zwischen Orthodoxie und Rationalismus liegenden Standpunkte gelangen kann, wenn es ihm auch nicht möglich ist, zu den wissenschaftlichen theologischen Fragen im Einzelnen Stellung zu nehmen. Zu diesem Behufe konnte und sollte nicht etwa eine vollständige Darlegung des Glaubenslebens gegeben werden. Vielmehr sind nur einige besonders wichtige Fragen herausgehoben worden. Das Ergebnis ist dahin zusammenzufassen, daß es für den Laien darauf ankommt, durch innere Erfahrung die Hauptgesichtspunkte lebendig zu erfassen, welche in ihrer Einfachheit für das Kind und den Erwachsenen, den Gebildeten und den Ungebildeten immer und überall die gleichen sind; außerdem wird er sich in eklektischer Weise und unter Verzicht auf ein abschließendes Urteil von den Ergebnissen der theologischen Wissenschaft so viel anzueignen suchen, als er nötig hat, um in seine Anschauungen und Begriffe diejenige Ordnung zu bringen, deren er als gebildeter Mensch bedarf. In dieser letzten Hinsicht unterscheidet er sich in berechtigter Weise vom theologischen Fachmann. Außerdem auch darin, daß er nicht selten die religiösen Probleme unter einem andern Winkel sieht und zu ihrer Lösung nicht genau dieselben Wege einschlägt wie Jener. Endlich hat der für den Theologen so wichtige Anschluß an das überkommene Bekenntnis für ihn geringere Bedeutung. Bei unsern Erörterungen ist hauptsächlich an den Mann gedacht; die religiöse Entwicklung der Frau verläuft einheitlicher und läßt die rein intellektuellen Gesichtspunkte mehr zurücktreten. Wo das innere religiöse Leben fehlt, wird jener Laie immer mehr oder weniger auf dem rationalistischen Standpunkte stehen bleiben, es sei denn, daß ihn fremde, z. B. künstlerische oder politische, Gesichtspunkte nach dem entgegengesetzten Pol treiben.

Die so gewonnene Anschauung kann natürlich nur subjektiv sein. Denn da für den Laien, an den wir denken, die äußere Autorität der Kirchenlehre und des inspirierten Wortes Gottes nicht ausschlaggebend ist, so ruht sein Glaube auf der inneren Ueberzeugung, und diese ist immer individuell gefärbt. Zweifellos liegt in dieser Subjektivität eine Gefahr für die Einheitlichkeit des Glaubens in der Gemeinde, aber doch keine unüberwindliche. Es ist bereits von anderer Seite gewiß mit Recht hervorgehoben worden, daß die christliche Erfahrung schließlich doch immer wieder auf dieselben großen Gesichtspunkte hinführt. Das wird besonders klar, wenn man sich Leben und Schriften der führenden Geister, eines Augustin, Luther, Schleiermacher vergegenwärtigt. Sobald man das Augenmaß nicht zu kurz nimmt, überwiegt das Gemeinsame weitaus die trennenden Gegensätze; ja, man könnte beinahe von einer Familienähnlichkeit sprechen, welche diese Größten verbindet. Deshalb ist es für den Zusammenhalt in der Gemeinde zweifellos von großer Wichtigkeit, daß ihre Persönlichkeit und ihre Schriften nicht vergessen werden. Das Meiste wird für den genannten Zweck allerdings die Lektüre der heiligen Schrift tun, wie in anderem Zusammenhange bereits hervorgehoben worden ist. Auch die Teilnahme am Gemeindeleben ist ein wertvolles Mittel. Endlich werden die Laien sich immer gegenwärtig halten müssen, daß sie nicht befugt sind, das ohne weiteres abzulehnen, was für sie persönlich nicht verwertbar ist, und daß sie ebensowenig das Recht haben, alle ihre einzelnen Meinungen schlechtweg als maßgebend für die Gesamtheit hinzustellen.

Aber unsre Anschauung ist noch gegen einen zweiten Einwand zu verteidigen. Es mag sein, daß die religiös-sittliche Höhe der wahrhaft großen christlichen Charaktere von solchen, die außerhalb des Christentums stehen, nicht erreicht wird. Andererseits jedoch gibt es Menschen, die an sittlicher Energie, an Schärfe des Urteils, an Tiefe des Gemüts viele Christen im engren Sinne erreichen und in mancher Beziehung übertreffen, aber auf religiösem Gebiete zu ganz andren Ergebnissen gekommen sind. Wir sind von unsrem Standpunkt überzeugt; sie sind es von dem ihrigen nicht minder. Wir stützen uns auf die Gesinnungsgemeinschaft mit Andern, sie tun es ebenso. Wir fühlen, daß unsere Anschauungen unsere Lebenskraft erhöhen, sie behaupten von sich das Gleiche. Wenn nun unser Glaube sich auf keine äußere Autorität, sondern nur auf die innere Ueberzeugung stützt, wer gibt uns dann die Gewähr, daß wir im Rechte sind? Damit ist ein Problem berührt, dessen weittragende Bedeutung sich nicht nur auf das religiöse Gebiet beschränkt und das einen spezifisch modernen Charakter hat, wenn es auch früheren Zeiten nicht durchaus unbekannt gewesen ist. Die geschichtliche Betrachtungsweise in der Wissenschaft und die Erleichterung des Verkehrs nach den fernsten Gegenden haben uns mit einer Fülle der Erscheinungen und Anschauungen des menschlichen Lebens bekannt gemacht, von der frühere Zeiten keine Ahnung hatten. Zwar hat der Begriff des Gesunden und des allgemein Menschlichen auch heute noch seine Bedeutung nicht verloren. Aber Vieles, was ehedem als natürlich und selbstverständlich galt, ist relativ und zufällig geworden. Immer schwieriger wird es, das Richtige und Wahre mit Sicherheit zu erkennen. Und doch verlangt der Mensch, in den Dingen, welche sein eigentliches Fundament bilden, auf sicherem Boden zu stehen. Wie ist zu helfen? Wo liegt die Gewähr dafür, daß wir die Wahrheit haben?

Die Frage ist seiner Zeit von Friedrich Albert Lange in seiner tiefen und geistvollen Weise behandelt worden und auch später nicht aus der Diskussion verschwunden. Selbstverständlich soll hier keine allseitige Erörterung gegeben werden. Es soll nur versucht werden, das vorzubringen, was zur Sicherstellung des eingangs gekennzeichneten Standpunktes des gebildeten Laien erforderlich ist.

Langes Darlegungen können dahin zusammengefaßt werden, daß es mindestens in den höchsten Dingen überhaupt keinen Weg gibt, um festzustellen, welche von mehreren Ansichten die richtige ist. Diese Frage ist nach ihm aber von untergeordneter Bedeutung. Wesentlich ist nur, daß der Mensch sich in das Reich der Ideen erhebt und seinen Ideen mit Begeisterung sich hingibt; welchen Inhalt die Ideen im Einzelnen haben, ist mehr oder weniger gleichgiltig. Es muß aber doch bezweifelt werden, daß mit diesem Auswege, der an Lessings bekannten Ausspruch über das Suchen der Wahrheit erinnert, praktisch durchzukommen ist. Denn so genügsam ist der Mensch nicht, daß ihm für sein Empfinden und für sein praktisches Handeln dieser rein formale Gesichtspunkt genügt. Soll er sich für eine Idee begeistern, so muß er auch von ihrer Wahrheit überzeugt sein. Ist aber einmal der Zweifel rege geworden, so hört die Frage nicht auf, woran denn zu erkennen sei, ob eine Idee der Wahrheit entspricht. Es muß also ein andrer Weg gesucht und zu diesem Zwecke etwas weiter ausgeholt werden.

Jede Ueberzeugung ist ein verwickeltes psychologisches Gebilde. Angeborene Neigungen und erworbene Charaktereigenschaften, anerzogene oder überkommene Anschauungen und durch selbständiges Denken gewonnene Bildung, Erzählungen Anderer

*) Vgl. Nr. 40, 41, 43, 44.

D H

und eigene Erlebnisse bewirken, daß bestimmte einzelne Tatsachen und gewisse allgemeine Urteile für wahr gehalten werden und sich mit Erregungen des Gemütes, Liebe und Vertrauen, Haß und Mißtrauen und Aehnlichen mehr, verbinden. Das Ganze erhält durch den Gesamtcharakter des Menschen Zusammenhang und Färbung; es entsteht eine Ueberzeugung, die je nach der mehr aktiven oder passiven Natur des Einzelnen entweder schon für sich allein oder erst unter Hinzutritt äußerer Umstände sich in Willensimpulse umsetzt. Alles das gilt von den Ueberzeugungen nicht nur auf dem religiösen, sondern auch z. B. auf dem sittlichen, künstlerischen, politischen Gebiete. Nun aber macht sich folgender Unterschied bemerkbar. Die Ueberzeugungen mancher Menschen gleichen einem wirren, zufällig und bunt zusammengewürfelten Haufen von unvereinbaren Anschauungen, Begriffen und gemütlichen Erregungen, die zu den widersprechendsten Handlungen führen. Von Ueberzeugungen im engeren Sinne kann man hier überhaupt nicht reden, höchstens von Meinungen. Dagegen sind die wahren Ueberzeugungen von einheitlichen sittlichen Gesichtspunkten beherrscht und geordnet, die sich je nach Temperament und Bildung in mehr impulsiver oder in mehr durchdachter Weise geltend machen. Sie bilden sich nur durch beharrlich fortgesetzte sittliche Anstrengung, indem die einzelnen Elemente, welche im Geiste vorhanden sind oder von außen zugeführt werden, gesichtet und verarbeitet werden, eine Anstrengung, die nur dann wahrhaft erfolgreich ist, wenn sie mit dem Blick auf die Sache geübt wird und nicht egoistische Nebenzwecke verfolgt werden. Diese Ueberzeugungen werden nicht gemacht, sondern wachsen von selbst. Das Wachstum wird aber begleitet von einer fortgesetzten Willenstätigkeit, die es kontrolliert und befördert und die mit der nötigen Gewissenhaftigkeit auch den Entschluß verbindet, der im geeigneten Momente dem Grübeln ein Ende macht und, nicht selten auf die Gefahr der Einseitigkeit hin, dem Ganzen eine bestimmte Richtung gibt. Mit einem Worte: die Ueberzeugung ist ein Korrelat des Charakters. Auch eine solche Ueberzeugung wird nie von Irrtümern frei sein, denn alles Menschliche ist unvollkommen. Aber — und darauf kommt es in diesem Zusammenhange an — zweifellos enthält sie vor allem Wahrheit, und zwar die Wahrheit in der Art und dem Maße, wie sie dieser Mensch zu dieser Zeit überhaupt haben kann, so daß er das Recht und die Pflicht hat, für diese Ueberzeugung zu leben und zu handeln. Daß dem so ist, kann freilich nicht bewiesen werden. Es ist ein Axiom, eine Voraussetzung, die aber für unser praktisches Handeln ebenso notwendig ist, wie für den Gelehrten das Axiom unentbehrlich ist, daß die Welt, die er zu erkennen strebt, auch wirklich erkennbar ist.

Soll das Gesagte noch mit dem besondren Hinblick auf das religiöse Gebiet näher betrachtet werden, so ist voraus zu bemerken, daß auch das Christentum, wie Alles, was Kraft hat, einseitig ist. Die ewige Wahrheit, deren Ausdruck es ist, ist freilich allseitig, sie ist Alles in Allem. Aber sowie sie in den Nebel der irdischen Erscheinung eintritt, nimmt sie in gewissem Maße an der Unvollkommenheit des Irdischen Teil. Manches, was doch auch zu der gottgewollten Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung gehört und uns in dem allgemeinen Zusammenhang erfreut, müssen wir als Christen in der engeren Anwendung auf uns selbst ablehnen. Damit ist unserm sittlich-religiösen Takte keine geringe Aufgabe gestellt. Die Schwierigkeit kann sich zu dem inneren Konflikte steigern, dessen ergreifende Schilderung man oft aus den Tönen der Beethovenschen Musik zu vernehmen glaubt. Diese, anscheinend unvermeidliche, Einseitigkeit ist wohl ein Hauptgrund, weshalb Manche sich mit dem Christentum so schwer befreunden, und in der Tat gilt hier mehr noch als anderswo der Satz, daß man Ueberzeugungen weder sich noch Anderen aufdrängen soll, daß sie vielmehr von selbst wachsen müssen. Doch soll sich der Einzelne den christlichen Anregungen nicht verschließen und an der wichtigsten Erscheinung des menschlichen Gesamtlebens nicht teilnahmlos vorübergehen. Und wenn einmal in schwerer Lebensführung ein Strahl der ewigen Wahrheit auf ihn gefallen ist und ihn getröstet und aufgerichtet hat, so soll er den Eindruck nicht in späteren guten Tagen vergessen, sondern ihn bewahren und sich innerlich nutzbar machen. Wird dann die Wahrheit des Christentums auch ihm zur Gewißheit, so soll er die Gefahr der Einseitigkeit nicht ängstlich scheuen, sondern durch den Entschluß des Glaubens dem Grübeln ein Ende machen. Eine in solcher oder ähnlicher Weise erworbene religiöse Ueberzeugung hat die Gewähr der Wahrheit in sich.

Diese Darlegungen kommen also zu einem ähnlichen Ergebnis, wie die Worte, in denen Otto Harnack die Ansicht Goethes dahin zusammenfaßt:

> Die Gesinnungen, welche dem Menschen die einheitliche, sittlich zweckvolle Ausübung seiner Tätigkeit verbürgen, sind die für ihn fruchtbare und darum für ihn einzig giltige Wahrheit.

Auch diese Formulierung besagt, daß die Wahrheit für den Menschen nur in subjektiver Begrenzung, also immer nur mit der Beimischung von Irrtum erkennbar ist. Viele nun mögen sich diesen Standpunkt vielleicht für die Gebiete der Politik, der Kunst, der Wissenschaft gefallen lassen, aber doch nimmermehr für das Gebiet der Religion. Für dieses fordern sie strengste Gewißheit im Ganzen und im Einzelnen. Manches mag ja vielleicht zweifelhaft, nur Bild oder Ahnung sein. Aber bestimmte Hauptvorstellungen müssen doch absolute Wahrheit besitzen. Es muß bezweifelt werden, daß der Versuch, solche Hauptvorstellungen auszuscheiden und zu formulieren, gelingen werde. Denn wie die ewige Wahrheit eine einige und unteilbare ist, so besteht doch wohl auch ihr uns erreichbares, vollkommenstes Abbild in der untrennbaren Gesamtheit unsrer religiösen Ueberzeugung mit allem möglicher Weise oder sicher daran haftenden Irrtum. Fangen wir an auszuscheiden, so ist doch wohl die Gefahr vorhanden, daß die kahlen Teile in unserer Hand bleiben und die Gefühle, die uns das Leben gaben, ersterben. Und wie will man die theoretisch absolute Gewißheit jener ausgeschiedenen Hauptvorstellungen beweisen, wenn man nicht eine äußere Autorität zu Hilfe nimmt, die wir ein für allemal ablehnen? Es wird also dabei bleiben müssen, daß die religiöse Ueberzeugung in der hier in Rede stehenden Beziehung keine Sonderstellung einnimmt.

Nicht ohne Neid blicken wir auf frühere, noch nicht so weit zurückliegende Zeiten, in denen es dem Einzelnen leichter war, sich der unrichtigen, aber holden Anschauung hinzugeben, daß er mit seiner Ueberzeugung schlechthin Recht habe, woraus dann die Forderung, dieser Ueberzeugung auch praktisch alles Andere unterzuordnen, leicht und freudig sich von selbst ergab. Aber jeder Fortschritt in der Geschichte ist mit Nachteilen verknüpft. Es ist aber ein Fortschritt, daß wir infolge der allseitigen Erweiterung unseres Gesichtskreises in der Gegenwart und der vorurteilslosen Würdigung des Vergangenen in der Geschichte über die Frage, welchen Wert die Ueberzeugungen des einzelnen Individuums haben, zu einer richtigeren Anschauung gelangen müssen; und den Verlust an frischer Naivetät müssen wir dafür in Kauf nehmen. Es fragt sich nicht, was von beiden das höhere Gut ist, — obschon der, welchem die Wahrheit über Alles geht, nicht in Zweifel sein kann; sondern es fragt sich nur, was von beiden für uns das allein Mögliche ist. Der Mann mag im Besitze der seinem Alter entsprechenden Erfahrung und inneren Festigung gleichwohl der unerfahrenen und schwankenden Jugend ihre frische Kraft, der Gebildete mag dem Ungebildeten seine Unbefangenheit beneiden; aber sie werden sich nicht an die Stelle des Andern wünschen, sondern aus der Empfindung des Verlustes nur den Schluß für sich ziehen, daß sie das, was sie dafür eingetauscht haben, mit doppelter Kraft nutzbar machen müssen.

Nicht nur ist uns die reine und volle Wahrheit hienieden verschlossen. Mehr noch: die Form, in der wir die Wahrheit allein erfassen können, enthält mit der Wahrheit den Irrtum in so enger Verbindung, daß wir im Einzelnen nicht sagen können, welche Bestandteile unsrer Ueberzeugung dem einen und welche dem andern Gebiete angehören. Wir haben wohl ein Gefühl davon, daß diese Ueberzeugung in dem einen Punkte mehr, in dem andern weniger Anspruch auf Allgemeingiltigkeit erheben kann; aber etwas durchaus Sicheres können wir darüber nicht sagen. An diesen Gedanken werden wir uns doch wohl auch in den religiösen Dingen gewöhnen müssen. Uebrigens

ist die Sache praktisch nicht so schlimm, als es theoretisch scheinen möchte. Haben wir uns eine Ueberzeugung ehrlich erworben, so tritt für unser Bewußtsein der Wahrheitsgehalt, den sie hat, ganz unwillkürlich in den Vordergrund, und nicht der Irrtum, der ihr beigemengt ist. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß eine gewisse Schwierigkeit bleibt. Sie bildet eine sittliche Aufgabe, die mit Freudigkeit zu erfassen ist. Demut im Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit und Achtung gegenüber jeder andern ehrlich erworbenen Ueberzeugung sind unter solchen Umständen selbstverständlich. Im Uebrigen führt auch diese Betrachtung auf die Vollendung aller Dinge in einer andern Welt, die wir hier nur ahnen können. Wenn wir nach einem heißen und staubigen Tage in der Ruhe des Abends dem Glanze der scheidenden Sonne nachsehen, dann überkommt uns wohl ein Vorgefühl jenes Zustandes, in dem die Schlacke des Irrtums verschwinden und das Wesen der Dinge in seiner Klarheit uns entgegenleuchten wird. Hugo Weizsäcker

---

Kirche und Liturgie

Weit größere Gefahren als von dem Gegensatz der „Starken" und „Schwachen"*) drohten der jungen Gemeinschaft von dem „heiligen Geist" selbst, der sie gegründet hatte. Gewiß haben sich auch jene Starken für ihre Kraft und Freiheit auf den Geist berufen und diese Schwachen für ihre Reinheit und Heiligkeit wohl nicht minder darauf, daß sie seine „Gefäße" sein müßten. Aber seine eigentliche Rolle spielte in den Augen der Neubekehrten der Geist im Gottesdienst. Wenn man einen urchristlichen Gottesdienst besuchte, ohne an ihn gewöhnt oder mit ihm bekannt zu sein, mußte man seltsame und widerspruchsvolle, auf jeden Fall aber mächtige Eindrücke bekommen. Die Menschen, die in dem einfachen Zimmer standen oder auf den Knieen lagen, waren in einer seltsamen Erregung. Man sah es ihnen an, daß es in ihnen gährte und arbeitete, daß da Etwas lebte, das zum Licht wollte, daß Jeder von denen, die da zusammenkamen, „einen Psalm, eine Lehre, eine Offenbarung, eine Zungenrede, eine Auslegung hatte" 1. Kor. 14, 26. Und wes das Herz voll war, des ging der Mund über in Seufzen und Jauchzen, in Singen und Reden, in Mahnung, Tröstung und Gebet. Wild und jäh brach es mitunter aus. „Sie sind voll süßen Weines", so sagten nicht bloß Spötter. „Wer es nicht kennt, muß meinen, ihr wäret verrückt", urteilt selbst Paulus vom Ueberschwang der Zungenrede. Aber wer Sinn hat für das Gewaltige im Menschen, das stärker ist als sein bewußtes Leben, mächtiger als ererbte Schamgefühle und die natürliche Scheu vor dem öffentlichen Bekennen und Reden, den kann auch das Stammeln und Jauchzen der Zungenrede, den kann auch ein Amen und Hallelujah mächtig ergreifen, das Andern nur Spott und Abscheu auf die Lippen ruft. Paulus verstand auch diese Regungen des Widerwillens und mahnte deshalb seine Gemeinden davon ab, sich allzu oft und in zu großer Zahl der Zungenrede hinzugeben, die „Prophetie", die Gabe begeisternder verständlicher Rede, sollte sie mehr pflegen. Denn auch der Fremdling und Laie, der in die Versammlung komme, werde von ihr mächtig ergriffen und erschüttert werden, wenn sie so die geheimsten Tiefen seines Herzens aufdeckten; dann werde er niederfallen und bekennen: „Wahrhaftig ist Gott in euch!" 1. Kor. 14, 23—25. Das war keine Phrase, Paulus sprach aus Erfahrung. Wie jener Spott: Sie sind voll süßen Weines, so muß auch dieses Bekenntnis: Sie sind des Gottes voll, die Antwort des Menschen auf die gewaltigen Eindrücke eines solchen urchristlichen Gottesdienstes gewesen sein.

Aber diese Wucht der Begeisterung, diese Gewißheit, unmittelbar ein Organ des heiligen Geistes zu sein, Offenbarungen der Gottheit künden und deuten zu können, und jener unwiderstehliche Drang zum Bekennen, Reden und Lobpreisen, barg zwei große Gefahren in sich, die gleicher Weise an Form und Inhalt dieser Gottesdienste sich anschlossen.

*) Vgl. vorige Nummer.

Einmal lag die Gefahr nahe, daß das Christentum in einen orgiastischen Kultverein ausartete. Was dann alles in der ekstatischen Raserei der Zungenrede vorkommen konnte, war nicht abzusehen. Wenn Paulus auf eine Anfrage der Korinther hin erst sagen muß, wenn Einer ausrufe „Verflucht sei Jesus", so sei da kein heiliger Geist mehr wirksam, sondern dämonischer Einfluß, so kann man ermessen, was alles vorgekommen sein mag. Daß selbst solche Flüche auf Jesus ausgestoßen worden sein können, ist dem nicht unglaublich, der weiß, wie in der Ekstase und im Traum gerade auch das unterdrückte und gewaltsam zurückgestoßene Leben der Seele sich mächtig flutend Bahn bricht. Aber wenn auch nur ähnlich Erschreckendes vorkam, die Gefahr war groß genug. Die Gefahr für das sittliche Leben nicht minder: Eitelkeit und Streitigkeiten zwischen denen, die reden wollten, virtuosenhafte Ueberschätzung der Formen des frommen Lebens und Unterschätzung der schlichten Sittlichkeit, das sind ja die Begleiterscheinungen, die sich jeder „Schwärmerei" so leicht anhängen. In Korinth und in andern paulischen Gemeinden war das nicht anders.

Die zweite Gefahr knüpfte daran an, nur lag sie mehr nach der Seite des Inhaltes der neuen Religion zu. Die Virtuosen, die „Geistesmenschen" im besondern Sinne, spalteten nicht nur die Gemeinden in Parteien, sondern sie brachten auch das Christentum in die Gefahr, seinen Stifter zu verlieren. Man fing in Korinth schon an, sich nach Paulus, Apollos und Petrus zu nennen, ja vielleicht trat der Christus-Name schon als Feldgeschrei einer vierten Partei neben diese drei 1. Kor. 1, 12.

Gegen beide Gefahren hat Paulus die überragende Stellung Jesu betont. Ein Mensch, der in der Ekstase nicht mehr Jesus seinen Herrn nennt, ist von einem Dämonen besessen; ein Mensch, der den Leib des Christus zerreißt, sich oder einen andern seiner Jünger zum Parteihaupt macht, vergeht sich an der Gemeinde Gottes, dem Leibe Christi, dem Tempel des heiligen Geistes:

> Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt! Wer aber den Tempel Gottes — (durch Streit oder Parteiung) verdirbt, den wird Gott verderben. Denn der Tempel Gottes ist heilig, das seid ihr ... So rühme sich Keiner eines Menschen, es ist Alles euer: heiße es Paulus, Apollos, Kephas, Welt, Leben, Tod, Gegenwart, Zukunft, Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes. 1. Kor. 3, 16—23.

Auch die höchsten Geistesträger, die Apostel, die alle Gaben in sich vereinigen, sind nur Lehrer und Diener der Gemeinde Gottes, ihr zu gut, Verwalter der Geheimnisse Gottes. Jesus Christus aber ist viel mehr, er ist Grund des ganzen Baues, der Grund, der bleibt und ein für allemal gelegt ist 1. Kor. 3, 5—15. Jesus der Herr und die Gemeinde Gottes, das sind die unerschütterlichen Felsen, an denen die Alles verwaschenden Wogen eines enthusiastischen Virtuosentums abprallen.

Ueber die Einheit der Gemeinde Gottes hinüber in die Einheit ihrer großen übersinnlichen Besitztümer greift der Apostel an anderer Stelle, um den Kampf und die Unordnung unter den Geistesgaben in ihrem Unrecht aufzudecken:

> Wohl gibt es Unterschiede in den Gnadengaben, aber es ist ein und derselbe Geist; Unterschiede in den Dienstleistungen, aber es ist ein und derselbe Herr; Unterschiede in den Kraftwirkungen, aber es ist ein und derselbe Gott, der Alles in Allen wirkt. 1. Kor. 12, 4 ff.

Und nun tritt er jedem Hochmut, jedem Pochen auf besondere Gaben schroff entgegen. Die vielen Glieder am Leibe des Christus sollen sich nicht über einander erheben und einander gering achten, jedes ist gleich bedeutungsvoll und darum soll ein jedes seinen Dienst tun.

Damit wendet er sich zu den schönsten und tiefsten Gedanken, die er jenem hochmütigen Pochen auf virtuose Frömmigkeit entgegensetzt. Höher als alle Geistesgaben ist die höchste Gabe der Liebe. Ihr singt er im 13. Kapitel dann das hohe Lied, immer in scharfer Beziehung zu den andern formellen Erlebnissen der Frömmigkeit: Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen reden könnte, wenn ich Prophetie hätte und Glauben zum Bergeversetzen, wenn meine religiöse Begeisterung bis zum vollen Opfer der Güter, selbst des Lebens

ginge — ohne die schlichte, treue Liebe wäre das alles Nichts! Religion ohne Sittlichkeit ist die raffinierteste Selbstsucht, welche die Erde kennt. Und dann beschreibt Paulus die Liebe mit ihren kleinen und doch so gewaltigen Forderungen, daß Jeder gestehen muß: wer so lieben kann, wer so tragen und dulden, arbeiten und sich freuen kann, der muß wirklich den heiligen Geist, jene große neue Seelenkraft im Vollmaß besitzen. Die Liebe muß wahrlich die größte Geistesgabe sein; denn sie fordert die größte Kraft im Alltäglichsten und Kleinsten. Daß Paulus das hat sagen und eindringlich machen können, das ist für das Christentum aller Zeiten wichtig geworden: religiöse Selbsucht hat in ihm keine Stelle, Fanatismus und Virtuosentum sind in ihm unechte Eindringlinge. Das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs ist von der höchsten kirchengeschichtlichen Bedeutung, es ist das Grundgesetz einer wahren christlichen Kirche, die kein anderes Bekenntnis hat als die Tat und keine größere religiöse Kraft kennt als die Liebe zu Gott und den Menschen. Wie sehr Paulus hier im Sinne Jesu gesprochen hat, braucht man nicht zu beweisen.

Von hier aus hat er nun auch den Zweck des Gottesdienstes im engeren Sinne bestimmt und gefördert, daß Alles was dort geredet und gesagt werde, der „Erbauung“ diene. Damit meint er nicht eine ästhetisch-mystische Erhebung, sondern sittliche Förderung, ja er nennt es einmal ganz einfach mit einem unter uns für die Predigt verpönten Worte: Unterricht 14, 19. Er der große Mystiker, der mehr als Alle mit Zungen redet, der alle Entzückungen der Ekstase kennt, in alle Wonnen der Andacht eingedrungen ist, er will in der Gemeindeversammlung lieber fünf Worte verständiger Rede sprechen als unzählige voll ekstatischer Dunkelheit. Geh in dein Kämmerlein, wenn du mit Gott sprechen willst — das ist der Grundsatz auch seiner Frömmigkeit, wenn sie gleich nicht so keusch war wie Jesu schlichtes und herbes Wesen.

Neben diese sittlichen Grundsätze hat Paulus auch hier die ersten kirchlichen Anordnungen gestellt, die Anfänge der Liturgie. Sie gehen von dem obersten Gedanken aus, daß Gott ein sittliches Wesen und darum ein Gott der Ordnung sei, deshalb soll Alles wohlanständig und in Ordnung geschehen 1. Kor. 14, 32—40. Während einer Versammlung sollen höchstens zwei bis drei Zungenredner auftreten und Einer soll ihr unverständliches Stammeln, Jauchzen und Singen in klarer Rede nachträglich erklären. Auch von Propheten dürfen nur zwei oder drei sprechen, die andern sollen schweigend dasitzen und das Vorgetragene beurteilen. Und damit nie durcheinandergeredet werde, soll der Redende sofort schweigen, wenn sich einer der Dasitzenden gedrungen fühlt zu sprechen. Eine scheinbar sehr harte und seltsame Bestimmung, aber leicht erklärlich, da man annahm, daß derselbe Geist in Allen spreche und, wenn er also ein neues Instrument erwähle, damit ankündige, daß das frühere jetzt zu tönen aufhören solle. Den Einwand, daß der Redende doch fühlen könne, er habe noch Manches zu sagen, schlägt Paulus mit dem Satze nieder, daß die Prophetengeister, jene „Zerteilungen“ des heiligen Geistes, den Propheten untertan seien und Gott ein Gott der Ordnung sei.

Klar und ausreichend waren freilich diese Bestimmungen über die Liturgie keineswegs, zumal Paulus in einem Zwischensatz zugibt, daß in Prophetenreden Alle sprechen dürfen, freilich nach einander 14, 31. Und es hat auch noch ein Jahrhundert gedauert, bis sich eine einigermaßen feste Ordnung im Gottesdienst durchsetzte. Wenn auch niemals in der alten Kirche der Gottesdienst überall in derselben Form verlief, so vermag doch schon um 150 Justin den Kaisern eine weitverbreitete Liturgie als die allgemein christliche zu schildern, in der die freie Rede von Nichtbeamten keine Rolle mehr spielt. Damit war jeder Möglichkeit einer Unordnung ein Ende gemacht; freilich lagerte auch von dieser Stunde an über dem Individuellsten und Innerlichsten die schwere Decke des Beamtentums.

Heinrich Weinel

Dr. Johannes Lepsius und die kritische Behandlung des Alten Testaments

3. Dr. Lepsius und die Textkritik.*)

Allgemeines**)

Lepsius gehört nicht zu denen, die höhnisch von den „neuen Fündlein“ der Kritik reden — „mit dem Winde kommen und gehn sie“ — und die damit nur verraten, daß ihnen diese Fündlein neu sind, sie also kein Recht haben gehört zu werden. Er kennt die Geschichte der Kritik besser. Er weiß demnach, daß es eine Herkulesarbeit ist, die Resultate einer 150jährigen Tätigkeit über den Haufen zu rennen, daß Manchem diese Absicht als „ausgemachte Torheit“ (S. 27) erscheinen wird. Trotzdem macht er sich an diese Aufgabe, weil sie in Angriff genommen werden muß.

Lepsius ist weiter energisch und charaktervoll genug, der alten Inspirationslehre sei es in der starren, sei es in erweichter Form den Abschied zu geben. Es war der Fehler der orthodoxen Schule, sich auf diesen Boden zu stellen. Da mußte sie unterliegen. Ja, so paradox es klingen mag, er wirft gewissermaßen der kritischen Schule vor, daß auch sie noch, wenngleich unbewußt, von jener Lehre beeinflußt sei (S. 38). Sie ist nach Lepsius irregeleitet worden durch das zu große Vertrauen, welches sie auf den massorethischen Text gesetzt hat. Dieser Text ist nach ihm jämmerlich schlecht. Das ist ihr entgangen, weil sie den „ersten Grundsatz der Philologie: erst Textkritik, dann litterarische Kritik auf den Kopf gestellt“ hat (S. 32). Nur gemach! Sollte Lepsius nicht wissen, daß die kritische Arbeit am Alten Testament vom Texte den Ausgang nahm? (vgl. Richard Simon, Ludovicus Capellus, Johann Morinus); daß von da ab bis auf Olshausen, de Lagarde und Wellhausen, auf Strack, Buhl und Cornill u. A. dies Gebiet auf das emsigste und methodisch immer schärfer behandelt worden ist? Nur daß das Resultat allerdings etwas anders aussieht, als es nach Lepsius Forderung aussehen müßte! Und weiter: ist jenes wirklich erster Grundsatz der philologischen Kritik? Kann die Textkritik die Litterarkritik entbehren? Müssen nicht beide Hand in Hand gehen, gleichzeitig in Anwendung kommen, wie das auch in der Philologie geschieht? Nur so allein kommt man auch auf dem Boden der Textkritik vorwärts. Beispiele stehen ja in Masse zur Verfügung. Nur einige zur Erläuterung.

Es ist selbstverständlich, daß ein Vater seinen Sohn nicht Ischboschet, „Mann der Schande“ nennen wird, wie das von Saul doch berichtet wird, oder Mephiboschet (etwa „einer der Schande ausstreut“), wie das Jonathan getan haben soll. Aus der Religionsgeschichte wissen wir, daß Baal = Herr auch Benennung Jahves war, wie denn Jerubbaal der andere Name Gideons, ursprünglich nicht meinte „Baal möge für sich kämpfen“ (Richt. 6), sondern vielmehr: der „Herr, d. h. Jahve kämpft“ durch seinen Helden. So nannte Saul seinen Sohn Isch-Baal „Mann des Herrn“, Jonathan Meribaal „Held des Herrn“, d. h. Jahves, was durchaus passend war. Später ward Baal überall als Eigenname der kanaanäischen und phönikischen Gottheit aufgefaßt, aus dem dann, um den Abscheu auszudrücken, von den Juden Boschet = Schandgott gemacht wurde. So wurde denn im Königsbuch überall aus Ischbaal: Ischboschet, aus Meribaal (mit doppelter Veränderung): Mephiboschet. Daß die Namen auch in den Geschlechtstafeln des Chronisten versteckt sind, entging den Schriftgelehrten, und so ist uns dort die richtige Namensform erhalten. (1. Chron. 8 ff.) Die Textkritik von sich aus könnte diese Verschiedenheit nicht lösen.

Das Deuteronium nahm an den „heiligen Steinen“ neben den Altären auf der Höhe Anstoß. So wurden sie denn nicht bloß auf den Höhen, sondern auch zum Teil in der Litteratur beseitigt. Da tritt dann z. B. Gen. 33, 20 ein „Altar“ „mizbeach“ an die Stelle eines „heiligen Steines“ mazzeba,

*) Vgl. Nr. 41 und 42. D H

**) Vgl. dazu auch Eduard König (Die Glaubwürdigkeitsspuren des Alten Testaments 1903), der in andrer Weise Lepsius zu bekämpfen sucht. D B

wo aus sachlichen und sprachlichen Gründen nur mazzeba gestanden haben kann. Auch hier vermag die Textkritik allein nicht zu helfen. Die Forderung, daß die Litterarkritik zeitlich der Textkritik folgen müssen, ist demnach nicht bloß undurchführbar, sie macht auch eine gesunde Textkritik selbst unmöglich, wie uns der Versuch des Dr. Lepsius, den er mit der Urgeschichte macht, leicht überzeugen kann.

Dr. Lepsius meint, der ursprüngliche Text sei der Art verdorben, daß durch die Abschreiber mancherlei — oft mit dem Text in Widerspruch stehende — Randerklärungen in den Text Aufnahme fanden; daß fernerhin, sei es mit, sei es ohne Absicht, Verschiebungen stattfanden, so daß manche Abschnitte an falscher Stelle standen. Es gilt, die Randglossen auszuscheiden, die verstellten Abschnitte wieder zurechtzurücken. Tut man das, dann löst sich die ganze Pentateuchanalyse in Dunst und Nebel auf, wie denn der sogenannte Priesterkodex hauptsächlich in solchen Zusatzglossen aufgehen soll!

Nun ist dies Alles ja den kritischen Theologen nichts Neues. Sie rechnen sehr viel — und zwar mit Recht — mit Randerklärungen, die in den Text eindrangen. Manche Bemerkungen geographischer, archäologischer Art, viele Erklärungen des eigentlichen Textes, mögen sie nun richtig oder falsch sein, geben sich leicht als Fremdkörper zu erkennen. So ist, um nur ein berühmtes Beispiel anzuführen, Jes. 7, 15 „Dickmilch und Honig wird er essen, um die Zeit, da er das Nützliche erwählen, das Schädliche zurückzuweisen wissen wird“ schon längst von der Mehrzahl der Gelehrten aus dem Text verwiesen. Denn 1. der Vers zerstört, seine Herausnahme heilt den Gedankengang. Es ist 2. unwahrscheinlich, daß der Zeitpunkt des „Erwählenkönnens“ (V. 15) usw. vor die Zeit, da er das noch nicht kann (V. 16), gestellt wurde. 3. folgt das erklärende „denn“ den bedeutungsvollen Namen in der prophetischen Rede unmittelbar (Jes. 8, 2. Hos. 1, 4. 6. 9; vgl. 1. Sam. 5, 21). — Oder Jes. 9, 13 heißt es „Jahve wird Kopf und Schwanz, Palmzweig und Binse“, also ‚Hoch‘ und ‚Niedrig‘ „an einem Tage vernichten.“ Aus Vers 15 läßt sich mit Leichtigkeit entnehmen, daß die „Leiter“ Kopf und Palmzweig, die „Geleiteten“ Schwanz und Binse sind, was übrigens ja ohne Weiteres klar ist. Wenn also Jes. 14 behauptet: „der Aelteste und Angesehene ist der Kopf, der falsche Lügenprophet ist der Schwanz“, so erkennen wir sofort hier eine Randglosse nicht bloß in der für solche Erklärungen bezeichnenden Form: „das und das . . . ist, d. h. bedeutet das und das“; nicht bloß darin, daß ja nur ein Bild gedeutet ist; nicht bloß darin, daß es falsch gedeutet ist, denn die Lügenpropheten gehören auch zu den Leitern, sind auch Kopf und nicht Schwanz: vielmehr ist es unglaublich, daß Jesaja den Schwung seiner Rede durch eine lahme, unnötige Erklärung unterbrochen hätte, selbst wenn sie, was nicht der Fall ist, richtig wäre. — Diese Beispiele mögen anstatt vieler zeigen, daß die Kritik die Existenz von Randglossen, die in den Text gerieten, wohl kennt, daß sie sich aber bei Annahme solcher Erscheinungen nur von durchaus triftigen Gründen leiten läßt.

Und gerade diese läßt Lepsius in den von ihm vorgelegten Proben vermissen. Er hat sich bisher eingehender über Gen. 1 f. geäußert. So mögen wir hier seine Aufstellungen prüfen.

Als Randglossen bezeichnet er zunächst das wiederholt erscheinende: „und es geschah also“, das teils an falscher Stelle stehe, teils fehle, wo man es erwarte, teils bei dem Griechen (Septuaginta) sich an andern Orten finde wie bei dem Hebräer. Es sei ein „variables“ Element des Textes und zeige sich damit als Randglosse. Das spätere Judentum nahm vielleicht an den genetischen Beschreibungen der einzelnen Schöpfungen Anstoß, weil sie ihm zu naturalistisch schienen, und wollte sie beim Vorlesen durch ein einfaches „und es ward so“ ersetzt wissen. Aber die von Lepsius richtig hervorgehobenen Verschiedenheiten können auch auf Nachlässigkeit der Abschreiber zurückgehen, die von der litterarhistorischen Kritik durchaus nicht ignoriert wird (gegen Lepsius S. 212). Von dieser weiß ja der alttestamentliche Text zu zeugen. Wenn man nun bedenkt, daß sich gerade Gen. 1 — wie überhaupt die Stücke des von Lepsius allerdings angezweifelten Priesterkodex — durch häufige Wiederkehr derselben Redensarten und Formeln auszeichnet: so wird man Anstand nehmen, das „und es ward so“, welches in seiner Wiederholung die Feierlichkeit des Ganzen erhöhen hilft, als Randglosse zu beseitigen, vielmehr das Schwanken jenen Abschreibern in Rechnung zu setzen.

Auch die Aufzählung „Tag 1“, „Tag 2“ erscheinen bei Lepsius am Rande. Warum? Die Form jom echad = Tag 1 ist spät. Nun ja, aber der ganze Priesterkodex ist nach der kritischen Auffassung spät. Das ist also noch kein Grund für die Verweisung jener Aufzählung an den Rand. Ja gerade diese Aufzählung gehört zu dem Eigensten des Verfassers. Er will ja doch nachweisen, wie der für das Judentum so hochheilige Sabbat (2, 1 ff.) von Gott selbst geheiligt, gewissermaßen der Erde in die Windeln gelegt ward; darum preßt er das ganze Schöpfungswerk in den Verlauf einer Woche; darum erscheint die übernommene Erzählung von acht Akten auf sechs Tage verteilt, so daß der dritte und sechste Tag zwei Werke vorführt; darum passiert es ihm auch, daß er von ‚Tagen‘ redet vor Erschaffung von Erde und Himmel, vor Entstehung der Gestirne, — und nun hören wir bei Lepsius von der Schöpfungswoche nur so nebenbei am Schlusse, da Gott den siebenten Tag heiligt. Da muß er ja denn wohl sechs Tage lang geschaffen haben! Aus dem von Lepsius vorgelegten Text vernehmen wir davon in Kap. 1 gar Nichts.

Besonderes Gewicht legt Lepsius auf seine Untersuchung der Gottesnamen. Wir haben schon oben bemerkt, daß der Wechsel und seine Beachtung von Wert, aber nicht von entscheidender Bedeutung ist. — Nun findet Lepsius, daß das Targum, d. h. die aramäische Uebersetzung aus der Zeit Jesu etwa, Gen. 1 „Jahve“ gebraucht. Also ist Elohim dort von den Juden, die den Jahvenamen auszusprechen scheuten, beseitigt (Gen. 1) oder etwa für die Vorleser an den Rand geschrieben worden, von wo es dann in den Text eindrang (Gen. 2, Jahve-Elohim). So setzt er denn überall Jahve ein und tilgt Elohim als Judaismus. Aber sollte das Judentum in der Zeit nach dem Targum, das etwa zu Christi Zeit entstanden sein mag, noch gewagt haben, so in den Bestand der heiligen Schriften einzugreifen, wo doch Titel und Buchstabe unveränderlich sein sollten (Matth. 5, 18)? Der Grieche hat doch seine Uebersetzung vor dem Targum gemacht. Auch er las „Elohim“. War denn in seiner Vorlage die Korrektur aus Jahve schon früher eingedrungen? Schwer glaublich. Lepsius stellt eine genauere Untersuchung der Gottesnamen in Aussicht. Das ist ja an sich erfreulich. Es ist aber kaum zu erwarten, daß da bezüglich der Pentateuchanalyse wesentlich Umstürzendes herauskommen wird. Wenn wir sehen, daß die Abschnitte, in denen „Jahve“ von Anfang an gebraucht wird, sachlich, stilistisch, sprachlich sich von den Elohimabschnitten sehr scharf unterscheiden, wenn wir weiter bemerken, daß von Exod. 3 und 6 an, wo wir hören, daß Gott sich jetzt dem Moses unter seinem Namen „Jahve“ kundgibt, nun die Elohimquellen auch den Namen „Jahve“ anwandten, so daß von da an dies Scheidungsmerkmal mehr verschwindet, so werden wir durch alles dies genötigt sein, den massorethischen Text, die Treue der Ueberlieferung wesentlich anders und günstiger zu beurteilen, als wie es Lepsius wahr haben will. Wie wunderbar doch bei der Annahme von Lepsius, daß die Korrektur der Schriftgelehrten plötzlich bei 2, 4a Halt macht, dann mal wieder einsetzt (Kap. 5, Kap. 9), um wieder ebensobald (Kap. 12) zu verschwinden!

Textverschiebungen

Endlich wirft Lepsius der kritischen Arbeit vor, daß sie nicht die Textfolge genügend geprüft, Verschiebungen und Vorsetzungen, oft unfreiwilliger oder freiwilliger Art, nicht recht ins Auge gefaßt habe.

Auch dieser Vorwurf ist unberechtigt. Der Rede Jes. 9, 7—20 fehlt der Schluß, dagegen hat Jes. 5, 24 einen Abschluß, an den sich unpassender Weise noch ein zweiter anreiht. Derselbe charakterisiert sich durch Gebrauch des in 9, 7 ff. auftretenden Kehrverses als zu 9, 7 ff. gehörig, wie er denn auch jetzt allgemein an das Ende jener Rede versetzt wird. So gibt es manche ähnliche Fälle, in denen man Textverstellung an-

nimmt. -- Aber auch hier sind es Gründe triftiger Art, nicht vage Einfälle, von denen die Gelehrten sich leiten lassen. Es kann z. B. auch sein, daß Abschnitte bei dem Griechen, also auch wohl in seiner hebräischen Vorlage, eine andere Stelle haben wie in unserem massorethischen Text. Auch da wird man ruhig prüfen und entscheiden müssen (vgl. z. B. 1. Kön. 11, 26 ff. in Septuaginta 12, 24 ff.) u. ö.

Umstellungen ohne solche inneren oder äußeren Gründe vorzunehmen, ist nicht ratsam, wird auch von den uns durch Lepsius so gern vorgeführten Philologen schwerlich empfohlen. Lepsius macht nun aber von diesen Umstellungen einen derartigen Gebrauch, daß man sein Verfahren mit Recht als Willkür bezeichnen kann. Gen. 1 bietet deutlich zwei Hälften. Die erste Schöpfungsdreiheit Lichtstoff (Tag 1), Himmel (Tag 2), Erde und Pflanzen (Tag 3) berichtet von der Entstehung der Dinge, welche sich nicht frei bewegen können. Die zweite bringt die Erschaffung der bewegungsmächtigen Wesen (Gestirne, die man nach hebräischer Anschauung auch als Wesen bezeichnen kann, Tag 4); Fische und Vögel (Tag 5), Tiere und Menschen (Tag 6). Dabei entspricht sich das Einzelne auf das genaueste.

Dem Lichtstoff (I. 1.), der den Tag regiert wie die Finsternis die Nacht, läuft die Entstehung der Lichtkörper (II. 1.) parallel, die dem Menschen den Tag (durch die Sonne, Vertreterin des Lichts) und die Nacht (durch Mond und Sterne, Vertreter der Finsternis) anzeigen, die ihm das Jahr in Monate und Tage teilen und die Festzeiten anzeigen. Der Bildung des Himmels und der Luft, der Scheidung der Gewässer (I. 2.) entspricht die Belebung von Luft und Wasser (II. 2.), wie denn der Schaffung der Erde und Pflanzen (I. 3.), die Erschaffung der an der Erde haftenden Wesen analog ist (II. 3.). Wie bei der ersten Schöpfungsdreiheit eine Doppelschöpfung den Beschluß macht (Erde und Pflanzen), so auch bei der zweiten (Tiere und Menschen). Die Angaben selbst sind durchaus kurz und summarisch, sodaß man mit Recht von „Fachwerken“ geredet hat. Nur bei Erschaffung des Menschen gegen Schluß der Schöpfung wird die Rede etwas ausführlicher und feierlicher, was recht passend ist, da hierdurch die Herrschaftsstellung des Menschen und seine Bedeutung gut hervorgehoben wird. Auch ist die ganze Anordnung durchaus zweckmäßig. Der Mensch, der Herrscher des Ganzen, steht naturgemäß am Schluß, ihm muß die Erschaffung der Tiere, über die er herrschen soll, vorangehen (II. 2. u. 3 a). Er bedarf für Jahresteilung, Wochen, Feste, des Anhalts der Gestirne (II. 1.). Der Schauplatz, auf dem sich das Leben, die Bewegung der Wesen der zweiten Hälfte bewegt, ist die Erde und der zu ihr gehörige Himmel. Die Erde entsteht durch Absonderung der himmlischen und irdischen Gewässer, so muß das vor ihrer Entstehung berichtet werden (I. 2.). Sie ermöglicht für Tiere und Menschen die für die erste Zeit allein erlaubte Nahrung durch Pflanzen, sodaß auch deren Erschaffung vor der jener statthaben mußte. Allen voran muß bei Ordnung der chaotischen Masse die Entstehung des Lichts stehen, welches ja nach hebräischer Anschauung (Hiob 38, 19 f. 26, 10) nicht den Lichtkörpern gleichzusetzen ist.

Diese wohlgefügte Erzählung wird nun von Lepsius gründlich zerschlagen. Nach ihm ist zuerst der Himmel geschaffen, darnach kommen die Gestirne, denen die Lichtbildung folgt. Es schließen sich an die Entstehung von Meer und Erde, von Pflanzen, deren Schilderung durch 2, 4 b—6 vermehrt wird, worauf Vögel, Fische, Tiere, Mensch ins Dasein treten. Die Erschaffung des Menschen wird genauer in den nach 2, 7. 19—25 verschlagenen Versen berichtet.

Damit wird einmal der wohlberechnete Bau von Gen. 1 zerstört. Gerade dieser verwehrt es, Textbeschädigungen so tiefgreifender Art anzunehmen, wie sie Lepsius vorschlägt. Dazu kommt ein Zweites. Der Verfasser vermeidet es durchaus, auf das Wie der Schöpfung genauer einzugehen: „Er spricht, so geschieht es.“ Daß aber Jahve erst „Quellen“ aufsteigen ließ, um die Erde fruchtbar zu machen, daß dazu Regen nötig war (2, 5 ff.), widerspricht durchaus nicht bloß seiner Darstellungsweise, sondern auch wohl seiner Ansicht. Denn nach Gen. 1 wurde die Erde aus dem Feuchten herausgehoben, hatte aber sonst allermeist Nässe genug, um sofort dem göttlichen Befehl zu entsprechen. Da war Regen usw. störend, nicht fördernd. So ist die Hineinpressung von 2, 4 b—6 in Kap. 1 geradezu vom Uebel. — Die zweite große Versetzung ist noch viel mißlicher. Wir hören ja in Kap. 2 davon, daß Jahve erst den Mann, dann die Pflanzen und das Paradies entstehen ließ. Er will dem Manne Gesellschaft schaffen; zu dem Zwecke bildet er erst die Tiere, die aber, wie der Mensch wohl schon in der Benennung der Tiere ausdrückt, ihm als gleichwertige Genossen nicht annehmbar erscheinen. Da entsteht dann in der bekannten Weise das Weib, mit dem er sich eng zusammenschließt, vor dem er sich nicht durch die Hülle der Kleidung zu verbergen braucht, wie denn von dem Weibe das Gleiche gilt. Es ist längst — und mit Recht bemerkt, daß hier Alles auf Kap. 3 hinzielt (vgl. z. Dillmann, Genesis, 6. Aufl. S. 40). Gerade weil er so am Weibe hängt (2, 21 ff.), kommt er zu Fall (Kap. 3). Die Tierwelt, die er doch nicht als gleichwertig anerkennt, liefert den Verführer. Sie schämten sich ihrer Blöße nicht (2, 25). An der erwachenden Scham merkt man die Veränderung (3, 7 ff.). — Und von dieser Stelle, wo man den Abschnitt gar nicht entbehren kann, setzt ihn Lepsius zwischen 1, 26 und 27! Paßt er denn nun da besser? Zunächst muß der Text sich Aenderungen gefallen lassen. 2, 19 heißt es: da bildete Gott allerlei Tiere und brachte sie usw. Das geht so nicht. Denn die Tierschöpfung war ja schon vor 1, 26 berichtet. Lies also: Und es brachte Jahve alle Tiere zum Menschen usw. Es heißt: Da rief der Mensch die Namen aller Tiere usw. Wer Jemanden „ruft“, hat ihm zu befehlen. Es ist also damit in Uebereinstimmung zu 1, 27 die Herrscherstellung des Menschen ausgesagt! Selbst diese Aenderung und Umdeutung hilft aber Nichts. Der ganze Einsatz beschwert den Bericht am Schlusse derart, daß der ganze Aufbau vernichtet wird. — Der Verfasser von Gen. 1 vermeidet dabei ängstlich alle Anthropomorphismen, und er sollte ein solches zwar hochpoetisches und sinniges, aber Jahve gar sehr vermenschlichendes Stück geschrieben haben, ein Stück, in dem Jahve wie ein Töpfer sein Menschengebilde aus Lehm knetet, ihm Odem einbläst, mit der Tierschöpfung vergeblich ansetzt, um dann erst mit der Weibeserschaffung sein Ziel bezüglich des Menschen zu erreichen — ganz abgesehen davon, daß Gen. 1 ja überhaupt Einzelbezüge durchaus vermeidet? Es gehört wirklich ein gänzlicher Mangel an stilistischem Feingefühl dazu, wenn man eine solche Versetzung für möglich hält. Gerade weil die kritische Theologie — trotz Lepsius' Gegenbehauptung — auch auf die Textesfolge das Augenmerk gerichtet hält, kann sie dergleichen durch Nichts gerechtfertigte Textverrenkungen durchaus nicht gut heißen, Textverrenkungen, die dann zu vollkommener neuer Geschichtsbildung führen, wie die Uebersetzung der Kain und Abel-Geschichte nach Lepsius zum Schluß erläutern mag. Diese lautet nämlich folgendermaßen:

4, 1. Und der Mensch erkannte sein Weib und sie empfing und gebar den Kain und sprach: Ich habe einen Mann mit einem Jahvezeichen geboren. 4, 2 a. Und sie fuhr fort und gebar seinen (Zwillings-) Bruder Abel. 3, 20. Und der Mensch nannte sein Weib Chava (Eva); denn sie war die Mutter aller Lebendigen. 3, 21. Und der Mensch machte sich und seinem Weibe Kleider von Fellen, und sie zogen sie an. 4, 2 b. Und Abel ward Schäfer und Kain ein Ackersmann. 4, 22 b. Und Kain verfertigte allerlei ehernes und eisernes Ackergerät. Und die Schwester von Abel und Kain war Naema. 4, 3. Und es begab sich zu jener Zeit, da brachte Kain der Naema ein Geschenk von den Früchten des Bodens. 4. Und auch Abel brachte ein Geschenk von den erstgeborenen seiner Heerde und von ihrer Milch. 5. Und Naema hatte Gefallen an Abel und seinem Geschenk, aber an Kain und seinem Geschenk hatte sie kein Gefallen. Da ergrimmte Kain sehr und seine Geberden verstellten sich. 6. Und Abel sprach zu Kain: Warum ergrimmst du? und warum verstellen sich deine Gebärden? 8a. Und Kain sprach zu Abel seinem Bruder: 7 b. Nach dir trägt sie Verlangen und du sollst ihr Herr sein. 8 b. Da sie aber auf dem Felde waren, überfiel Kain den Abel und erschlug ihn.

10. Da sprach Jahve zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Und er sprach: Ich weiß es nicht. Soll ich meines Bruders Hüter sein? Und Jahve sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir vom Erdboden. 11. So sei nun verbannt von dem Boden, der seinen Mund auftun mußte, deines Bruders Blut von deiner Hand zu empfangen. 12. Wenn du den Boden bebaust, soll er dir seine Kraft nicht mehr geben. Unstät und

flüchtig sollst du auf Erden sein. 13. Da sprach Kain zu Jahve: Meine Strafe ist zu hart, als daß ich sie tragen könnte. 14. Sieh, du treibst mich heut vom Acker hinweg und vor deinem Angesicht muß ich mich verbergen. Unstät und flüchtig muß ich auf Erden sein; so wirds geschehen, daß mich totschlägt, wer mich findet. 15b. Aber wer Kain totschlägt, das soll siebenfältig gerochen werden. 15a. Da sprach Jahve 7a: Ists nicht so, wenn du Gutes tust, so lebst du in Frieden, wenn du aber Böses tust, so nimmt dir die Sünde die Ruhe. 16. So ging Kain von Jahve hinweg und wohnte als Flüchtling im Lande östlich von Eden. 15b. Jahve aber hatte ein Zeichen an Kain gemacht, daß ihn nicht erschlüge, wer ihn fände.

Ich unterlasse es, hierzu Bemerkungen zu machen, nicht bloß darum, weil die nähere Begründung dieser Uebersetzung in den mir vorliegenden Nummern des Reiches Christi (bis Oktober 1903) noch aussteht. Ich will den Eindruck dieser Wiedergabe von Gen. 4 durch Lepsius in keiner Weise abschwächen.

Wer treibt denn nun „Vandalismus"? Die kritischen Theologen, denen Lepsius ihn vorwirft (S. 3), oder Lepsius? Diejenigen, welche langsam und vorsichtig fortschreitend zwar die vielen und großen Fehler des massorethischen Textes wohl erkennen, aber ihn doch als Grundlage für ihre Arbeit festhalten, oder Derjenige, der ihn in dieser Weise als untauglich ad oculos demonstriert.

Wenn es so steht, wie Lepsius meint, dann gibt es nur eine Konsequenz und dann darf man als mutiger und ehrlicher Forscher keine Scheu tragen sie zu ziehen — nämlich Verzicht auf das Alte Testament überhaupt. Die Beispiele, wie ich sie aus Lepsius geboten habe, wie ich sie aus ihm noch vermehren könnte, zeigen dem nüchternsten Beobachter, daß wir es dann wohl mit mehr oder minder interessanten Einfällen — aber auch mit weiter Nichts zu tun haben. Mit denen aber kann die Wissenschaft nicht viel anfangen. In dem Wunsch, die böse Pentateuchkritik totzuschlagen, schlägt Lepsius das Alte Testament selbst tot.

Freuen wir uns, daß es um das Alte Testament und um die Arbeit an ihm besser steht, als Lepsius zugeben will. Diese Freude lassen wir uns auch nicht nehmen durch Aeußerungen seiner Gesinnungsgenossen,*) die da sagen, man solle nicht vergessen, daß die Kritiker niederreißen, aber Lepsius aufbauen wolle. Das ist ein Messen mit verschiedenem Maß, wie es ja das leidige Parteiwesen mit sich zu bringen pflegt. Wir Kritiker wissen wohl, daß auch wir unsere Arbeit im Dienste unsers Gottes tun, daß er auch uns „Aufbauen" bescheert, daß er es den Aufrichtigen gelingen läßt; daran soll uns kein Parteigezeter irre machen. Ja, die Beurteilung von Lepsius' sachlicher Kritik der israelitischen Religionsgeschichte möge dem Leser dieser Zeitschrift das positive Aufbauen der Kritik vor Augen führen. Johannes Meinhold

---

Die Entrechtung der armenischen Kirche

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat in Nr. 37 kurz über das ungeheure Unrecht berichtet, das der armenischen Kirche zugefügt worden ist. Der russische Zar hat durch einen Ukas vom 12./25. Juni d. J.**) befohlen, daß das gesamte Kirchengut der armenisch-gregorianischen Kirche in die Verwaltung der russischen Ministerien — die Immobilien in die Verwaltung des Ministeriums der Landwirtschaft und der königlichen Güter, die Kapitalien in die des Ministeriums des Innern — übergeführt werden sollen. Ausgenommen sind allein die Grundstücke, auf denen sich kirchliche Gebäude befinden und Hausgärten bis zur Größe von 3 Dessjatinen.

Der russische Staat begeht damit einen Kirchenraub größten Umfangs. Es handelt sich ja nicht bloß um das Vermögen der armenischen Kirche in Rußland. Bilden doch die russischen Armenier nur einen Teil des Volkes; ein größerer befindet sich in der Türkei, ein kleinerer in Persien. Nur der Mittelpunkt des armenischen Kirchenwesens und damit der Kirchenschatz ist in Etschmiadzin, 20 Kilometer von Eriwan, auf russischem Gebiet. Das Kirchenvermögen aber gehört der ganzen armenischen Kirche. Im Laufe von 1600 Jahren ist es aufgesammelt aus frommen Stiftungen der Gläubigen, aus Geschenken der einstigen armenischen Könige und Fürsten, ja sogar aus Gaben der persischen Schahs und der Tataren-Khane. Der Kirchenschatz beträgt jetzt noch 113 Millionen Rubel: freilich eine Summe, die die Begehrlichkeit wecken konnte. Und Rußland begnügt sich damit noch nicht: in dem Ukas des Zaren ist bestimmt, daß auch alle Güter und Kapitalien, die in Zukunft als Geschenk oder testamentarisches Legat in den Besitz der armenischen kirchlichen Anstalten gelangen werden, gleicherweise in die Verwaltung der betreffenden Ministerien übergehen sollen.

In der langen Leidensgeschichte des armenischen Volkes ist ein ähnlicher Schlag ihm bisher erspart geblieben. Was für fremde Herrscher hat dies Volk schon über sich gesehen! Byzantiner, Perser, Araber, Seldschukken, Mongolen, Türken: wahrlich keine Völker mit sanfter Hand und engem Gewissen! Aber so viel sie auch ihre armenischen Untertanen bedrückt, beraubt, vergewaltigt haben: an dem Kirchenvermögen haben sie sich nicht vergriffen. Das ist erst dem christlichen Rußland im zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten geblieben, dem Staate, dessen Herrscher seinen Untertanen Religionsfreiheit verkündigt und das Haager Schiedsgericht veranlaßt hat!

Der Staat läßt ja das Alles auch in der Form des Gesetzes geschehen: die armenische Kirche soll nominelle Eigentümerin ihres Gutes bleiben, nur verwalten will es der Staat, damit das Gut mehr Einkünfte bringe. Er zieht nur zehn Prozent von den Erträgnissen der Güter und fünf Prozent von den Zinsen der Kapitalien ab für die Verwaltung, ja er will sogar, wenn die Kosten der Verwaltung sich nicht so hoch belaufen, von dem Ueberschuß ein Hilfskapital für die armenische Kirche bilden. Das Uebrige soll für Schulen (und Kirchen?) verwendet werden. Aber der Weg ist weit vom Ministerium des Innern bis zur armenischen Kirche. Wieviel wird da wohl unterwegs verloren gehen? Und unter welchen Bedingungen werden die russischen Beamten schließlich den Kirchen das Ihrige zukommen lassen?

Für jeden Einsichtigen ist es klar, daß es sich um den Versuch einer Russifizierung der Armenier im großen Stile handelt, und dazu noch um eine Gewinnung der Armenier für die orthodoxe Kirche. Nach den Balten, den Finländern, den Ruthenen kommt das intelligente Volk im Süden des Kaukasus an der türkisch-persischen Grenze daran. Schlau ausgedacht ist der Plan: er stammt auch vom Fürsten Gallitzin, dem Gouverneur des Kaukasus, dem ärgsten Feinde der Armenier.

Für den Armenier sind Kirche und Volk gleichbedeutende Begriffe: der Armenier, der von seinem Glauben abfällt, verliert dadurch zugleich sein Volkstum. In einer Leidenszeit von vielen Jahrhunderten sind Kirche und Volk zusammengeschmiedet, für den Renegaten hat auch der geringste armenische Arbeiter nur Verachtung übrig. Die Massacres in Türkisch-Armenien haben gezeigt, was dies Volk für seinen Glauben zu dulden vermag. Nun will man ihm seinen Glauben rauben: denn darauf läuft der ganze Plan hinaus. Ein Vorspiel war die Vernichtung des reich entwickelten armenischen Schulwesens vor sechs Jahren. Damals sind 250 armenische Schulen geschlossen und das Schulvermögen ist eingezogen worden: an ihre Stelle sind — freilich kaum der vierte Teil — russische Staatsschulen getreten. Welchen Druck wird man jetzt auf die armenischen Geistlichen ausüben, um sie der orthodoxen Kirche geneigt zu machen! Wahrscheinlich denken die russischen Staatsmänner aber noch weiter. Ist erst Russisch-Armenien orthodox geworden, dann haben sie mit dem übrigen Armenien leichtes Spiel. Befindet sich doch in Etschmiadzin auch die Akademie, in der die höheren armenischen Geistlichen ausgebildet werden; wohnen doch in Rußland, in Tiflis und Baku, die reichen Armenier! Wenn Intelligenz und Besitz erst gewonnen sind, dann folgt das arme ausgesogene Volk in der Türkei von selbst nach. So wird der Boden bereitet für künftige Ereignisse, so

*) Daß diese ihn neuerdings verwerfen und somit ihre hervorragendste Kraft abstoßen, ist nicht verwunderlich. Es gereicht das dem Charakter und Wahrheitssinn des Dr. Lepsius nur zur Ehre.

**) Abgedruckt in der Chronik der Christlichen Welt Nr. 45.

weiß Rußland Eins ans Andere zu fügen, bis ihm die reife Frucht von selbst in den Schoß fällt!

Vorläufig freilich widersetzen sich die Armenier mit dem Mute der Verzweiflung noch der Uebergabe ihres Kirchengutes in die Hände der russischen Beamten. Der 85jährige Katholikos von Etschmiadzin, Mkrtitsch, hat zweimal an den Zaren telegraphiert und um eine Audienz gebeten: man hat ihn angewiesen, seine Klage bei dem Fürsten Gallitzin anzubringen. Die armenische Geistlichkeit hat sich geweigert, den Ukas des Zaren zur Kenntnis ihrer Gemeindeglieder zu bringen: man hat ihr mit völliger Aufhebung des armenischen Kirchenwesens gedroht. In Tiflis, Baku, Kars, Eriwan, Alexandropol, Elisabethpol ist es zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Die russischen Zeitungen wagen nicht die große Zahl der Getöteten und Verwundeten anzugeben: nach Privatbriefen ist die Zahl der Opfer um das Dreifache höher als der „Kawkas", das offizielle Blatt Gallitzins, berichtet. Stellenweise ist es den Armeniern gelungen, die Uebergabe der Kirchengüter vorläufig zu hindern; was wird das alles helfen? Obwohl es noch russische Staatsmänner gibt, die Gerechtigkeitsgefühl genug besitzen, um eine solche allem Recht ins Gesicht schlagende Gewaltmaßregel zu mißbilligen — Witte soll im Ministerrat heftig dagegen gesprochen haben, aber Plehwe und Pobjedonoszew haben ihren Willen durchgesetzt —: am Ende wird doch der Raub gelingen und die armenische Kirche in Rußland zu existieren aufhören. Die Armenier scheinen sich schon auf den äußersten Fall einzurichten. Man spricht schon von einer Verlegung des Patriarchats von Etschmiadzin nach Sis in Cilicien: sie flüchten sich gegenüber den Gewalttaten des christlichen Rußland ins Gebiet des türkischen Sultans, der ihre Brüder hat hinmetzeln und ihre Frauen und Töchter hat vergewaltigen lassen!!

Und was sagt die deutsche Christenheit dazu? Vergeblich suchen wir in den deutschen Blättern nach einer nur einigermaßen genügenden Berichterstattung über den russischen Kirchenraub, geschweige denn nach dem Ausdruck der Empörung über das der armenischen Kirche zugefügte himmelschreiende Unrecht. Ist der Zorn der freien Rede unter uns verstummt? Sind wir seit dem unglücklichen Ende des Burenkrieges so matt geworden, daß wir da, wo ein unmittelbarer Einfluß auf die staatlichen Maßnahmen nicht zu erwarten ist, achselzuckend uns zufrieden geben? Oder sind wir gar so „realpolitisch" geschult, daß wir es ganz in der Ordnung finden, wenn dem Rechte Gewalt angetan und ein christliches Volk in unerträgliche Gewissensnöte gebracht wird? Handelte es sich um Heiden oder Juden, das Unrecht müßte unser Gewissen bedrücken, bis wir aufschrieen, und nun sinds Christen, ja eine christliche Kirche, die auf dem besten Wege ist, sich mit evangelischem Geiste zu erfüllen, ein christliches Volk, in dessen Schulen als einzige fremde Sprache das Deutsche gelehrt wird und aus dem jährlich mehrere Dutzende auf unseren Universitäten studieren! Wo bleibt die Stimme der öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber der Entrechtung der armenischen Kirche!

Gott kann ja alles Unheil zum Segen wenden. Er wirds auch gewiß tun. Aber er muß uns bei der Arbeit finden! Er hat uns schon einmal zur Hilfe für die Armenier aufgerufen. Wie rasch ist doch bei so Vielen die Begeisterung der Jahre 1896 und 1897 verflogen! Sonst könnte ein so nötiges Werk wie das Orientwerk von Dr. Lepsius nicht in solcher Not sein. Möchte die neue Not die Liebe und den Eifer neu beleben! Unser „notwendiges Liebeswerk", das ja jetzt für unsere Freunde kein Geheimnis mehr ist, ist auch ein Glied in der Kette der Veranstaltungen, die dem Licht zum Wiederaufleuchten im Osten helfen sollen. Der Orient und das armenische Volk liegen uns näher, als die Meisten von uns noch anzunehmen scheinen. Die Armenier sind, darin sehen wir alle wirklichen Kenner des Volkes in seiner Heimat einig, das intelligenteste und das arbeitsfähigste Volk des Orients. Auf ihm beruht ein großer Teil unserer Hoffnungen für den Orient. Wer mit uns wünscht, daß die Länder, in denen das Christentum seine Jugend erlebt hat, noch einmal wieder für den reinen Christenglauben gewonnen werden, der erbarme sich der Armenier!

Ewald Stier

Nachwort. Einem Briefe aus Armenien sei Folgendes entnommen: „Wenn man wüßte, wie schwer die Gefahr ist, welche die armenische Kirche bedroht, wenn sie ihre autonomische Existenz in Rußland verliert und auf solche Weise aufhört zu sein, was sie seit anderthalb Jahrtausenden gewesen ist — der Hort des Christentums im Morgenland! Wieviel Missionsarbeit wäre nötig, um das zu ersetzen, was hier auf Einen Schlag in grausamster und unnötigster Weise zerstört ist. Das ganze Land bei uns ist in ein Trauerhaus verwandelt worden; nach den blutigen Vorgängen, in denen das verzweifelte Volk die heiligen Erben seiner Väter mit unbewaffneten Händen schützen wollte, finden jetzt massenhafte Verhaftungen und Exportationen statt; Keiner ist seiner Freiheit sicher. Und zu welchem Zweck dies Alles? Wenn man wüßte, wie unschuldig die Geistlichkeit ist, die man jetzt als Führer des angeblichen Aufstandes beschuldigt, und wie armselig das Volk, das man künstlich durch törichte Polizeimaßregeln zu diesen äußersten Mitteln zwang!"

In einem andern Briefe heißt es:

„Am 23. September (alten Stiles) sind Kosaken in Etschmiadsin eingedrungen und mit Gewalt — da der Patriarch entschieden sich geweigert hat freiwillig abzugeben — die Geldschränke zerbrochen, alle Gelder weggenommen, auch 46 Pfund alte Silber- und Goldstücke. Der Bischof von Eriwan ist nach Orenburg verbannt worden, nachdem ihn Plehwe in Samara beschimpft und beschuldigt. Vier andere Bischöfe sind nach Petersburg berufen zur Verantwortung. Man fürchtet, daß viele, besonders junge, Geistliche verbannt werden. Viele vom Volke sitzen in Gefängnissen. Es wird gesprochen, die Regierung beabsichtige das Patriarchat von Etschmiadsin aufzuheben und die Synode nach Petersburg zu versetzen."

Im Berliner Lokal-Anzeiger vom 22. Oktober, Abendblatt, fand sich folgende Depesche aus Petersburg: „Die Einziehung der armenischen Kirchengüter durch die russische Regierung vollzieht sich fast durchweg unter großen Schwierigkeiten. Besonders verzweifelt wehren sich die Armenier in Tiflis. Laut Privatnachrichten, die von dort nach Petersburg dringen, sind die dortigen armenischen Kirchen von Weibern, Kindern und Greisen überfüllt, welche Tag und Nacht in den Gotteshäusern kampieren, um die Behörde an der Ausführung der Regierungsbefehle zu verhindern. Sie aus den Kirchen zu zerren ist unmöglich, ohne Skandalszenen zu veranlassen. Inzwischen wird die Situation immer komplizierter. Es werden bereits Stimmen laut, welche die Einziehung der armenischen Kirchengüter als einen Mißgriff bezeichnen, um so mehr, als Rußland für die Armenier keine großen Ausgaben zu leisten hätte und durch jene Kirchengüter keine hervorragenden Schätze sammele, sondern im Süden nur ein neues Pulverfaß entzünde."

Es ist schwer, diesem Wahnsinn zuzusehen. Leider hat er Methode.

D H

Anschnauzen

Man möge uns diesen unästhetischen Ausdruck nicht übel nehmen. Aber es gibt keinen bezeichnenderen für das, was wir treffen möchten.

Der Fall Hüssener war noch nicht erledigt, da erregte der Prozeß gegen den Unteroffizier Breidenbach aufs neue schmerzliches Aufsehen, und kein Monat vergeht, ohne daß die Zeitungen von ähnlichen Vorkommnissen berichten.

Im Einzelnen sind die Taten solcher „Vorgesetzten" verschieden, aber immer sind sie derselben Wurzel entwachsen: dem maßlosen Selbstbewußtsein und einer übermütigen Mißachtung der fremden Persönlichkeit.

Wer selbst Soldat gewesen ist und in der Stellung des „Vorgesetzten" sich befunden hat, weiß, wie gerade in dem Militärleben die Gefahr besteht, diese Untugenden zur Entwicklung zu bringen, wenn sie auch nur selten solche scheußlichen Früchte zeitigen.

Zu den Zeiten, als den Untergebenen das Recht ihrer Persönlichkeit noch nicht zu deutlichem Bewußtsein gekommen war, mochte eine derartige Behandlungsweise wenigstens der äußeren Disziplin zu Gute kommen. Heute ist das anders. Auch der gemeine Mann beim Militär läßt sich solche Dinge nicht mehr bieten. Den Beschwerdeweg beschreitet er zwar selten. Selbst eine korrekte Beschwerde gegen Vorgesetzte kann sehr viele Haken haben, an denen der Beschwerdeführer hängen bleibt und zu noch ärgerem Schaden kommt. Seinen Grimm wird er zeigen, wenn er ins bürgerliche Leben zurückkehrt — er schließt sich derjenigen Partei an, die es, aus welchen Gründen mag hier unerörtert bleiben, wagt, energisch in diese Nesseln hineinzugreifen.

Schlimmer noch wirkt dieses maßlose Selbstbewußtsein und die Mißachtung der fremden Persönlichkeit, wenn sie das bürgerliche Leben vergiftet. Und leider tut sie das in hohem Maße. Es wird nicht nur beim Militär „geschnauzt". Wenn man nur einmal ungesehen durch die Amtsstuben, Bureaus und Komptoirs ginge, wo Zeugen vernommen werden, Bittsteller sich äußern, übel Behandelte sich beschweren, so könnte man je nach der Dauer und Häufigkeit des Aufenthaltes ein kleines oder großes Lexikon füllen mit all den Ausdrücken, welche hier laut werden. Nicht selten, daß diejenigen, welche zur Elite der gebildeten Gesellschaft gerechnet zu werden verlangen, sich rühmen: „Den habe ich aber angeschnauzt". Ich empfinde immer

noch Ekel, wenn mir wieder in Erinnerung kommt, wie ein gebildeter höherer Beamter auf einer Reise einmal in höchst ungebildeter Weise einen alten ehrwürdigen Bahnsteigschaffner anfuhr. Es war uns Allen, die wir zugegen waren, eine Freude zu sehen, wie der Schaffner, ein einfacher Mann, gebildeter war als der feine Herr und das rechte Wort am rechten Ort zu finden wußte.

Aber nicht Jeder hat die Gabe, sich in der rechten Weise zu wehren; bewegt er sich nicht in gebildeter und gewählter Form, wird er obendrein noch wegen „ungebührlichen Benehmens“ belangt. Den Meisten fehlt auch die nötige Freiheit und Unabhängigkeit, um ungestraft hohe Herren gegebenen Falles in die Schranken zurückweisen zu können.

Früher hat sich der „kleine Mann“ derartige Behandlung gefallen lassen. Er fraß seinen Grimm in sich, ging nach Hause, ballte die Faust in der Tasche, konnte aber weiter Nichts tun, da er allein stand. Heute findet er sich mit Leidens- und Gesinnungsgenossen zusammen; sein Grimm verraucht nicht, sondern wird geschürt.

Es ist ja freilich eine eigentümliche Erscheinung, wie diejenigen, die sich von Ihresgleichen ungeheuer viel bieten lassen, (so auf und nach dem Dresdener Parteitag!) sehr empfindlich werden, wenn ihnen ein Höhergestellter rücksichtslose Behandlung angedeihen läßt. Wer tiefer sieht, erkennt auch den Grund. Wo es sich um Gleich und Gleich handelt, verliert man nicht an Achtung und kann man mit derselben Münze heimzahlen. Anders aber, wenn der gebildete Vorgesetzte oder der Höhergestellte, der gar nicht einmal Vorgesetzter ist, die inkommentmäßigen Ausdrücke gebraucht. Gegen Seinesgleichen wendet er solche nicht an. Das weiß Jeder. Sie werden also nicht nur zu einem Ausdrucke vorhandenen Aergers — das wäre an sich nicht ungesund — sondern zum Ausdruck der Geringschätzung und Mißachtung. Mangel an Formen verzeiht man leichter, Geringschätzung und Mißachtung sind stets kränkend.

Es ist Zeit, daß man auf diesen Punkt den Finger legt. Man könnte, wenn man ernstlich wollte, viele Verbitterung aus der Welt schaffen. Wie weite Kreise durch die ihnen widerfahrene Mißachtung und persönliche Geringschätzung auch in unserer mittleren Beamtenschaft sich in ständiger Erregung befinden, ist dem Kundigen nicht erst aus der in diesen Tagen (bei Luckhardt-Berlin) erschienenen Broschüre: „Beamtentum und Sozialdemokratie“ bekannt geworden. Das pfeifen die Spatzen täglich von den Dächern. „Assessorismus“ und übel angebrachte Wachtmeister- oder Leutnantsschneidigkeit wirken in Beamtentum und Militär schon sehr verhängnisvoll, das bürgerliche Leben aber erträgt sie noch weniger.

Hm

Verschiedenes

Aus der kleineren Zahl. Novellen von Hermann Oeser. Basel, Helbing und Lichtenhahn, 1904. 3, gebunden 4 Mk.

In einer Novelle dieser Sammlung ist von einem Pfarrer die Rede: „Wandle dein Leben in Seele um, war seine Predigt ... Habe Angst vor Allem, was nicht Seele ist ... Sei allen Dingen Seele, so haben alle Dinge Seele für dich.“ Diese Gedanken und diese Stimmung gehen wie ein überirdisches Leitmotiv durch die Novellen hindurch. Ernst und Güte, Schweigen und Gesammeltsein, Leben in Gott und Aufmerken auf sein Walten, das heißt Seele haben, und der Sinn solcher Predigt tritt in verschiedenen feinen Bildern vor uns. Wenn der Präzeptoratsvikar in die Welt und das Leben wandern möchte und schließlich im Städtchen bleibt, um die Menschenseelen, die eigentlich verreist sind in das, was sie Leben nennen, zurückzurufen von den wandelbaren und verführerischen Erscheinungen, sie anwesend zu machen, daß sie sehen, was eigentlich Sinn und Wesen dieser Welt ist, und wenn er dann in tiefster Einsamkeit und nächtlicher Stille auf dem Kirchturm den Puls des Weltenlebens fühlt und sich andächtig in Gottes Geheimnis versenkt; — oder wenn der Predigtamtskandidat des Angelus Silesius tiefsinnige Mystik verstehen lernt, wie das Wort:

Nichts weset ohne Stimm: Gott höret überall,
In allen Kreaturn, sein Lob und Widerhall; —

oder wenn das Bauernkind Maria Barbara mit so schöner Ernsthaftigkeit frommer Scheu im Gotteshause sitzt und dem Schwankenden und Reflexionskranken ein Bild stillen, sichern Glaubens wird; — oder wenn ein solches Paar von innerem Glück verklärter Menschen wie göttliche Sterne durch eines Andern Leben wandeln: überall Seele, die als das geheime, wahre Wesen aus der Nichtigkeit des Lebens hervorleuchtet, ein Glück für die, die sehen können: „das Ewige legt sich mir auseinander in die Dinge, und die Dinge haben Augen, aus denen mich das Ewige anschaut.“ In diesem Lichte zeigt sich nun das Leben, und der Verfasser wirft tiefdringende Blicke auf das Menschenwesen. Ich führe als Beispiel an, wie Einer der Frau Patin erläutert, was es heiße: Karriere machen wollen. „Das heißt sein Leben verfälschen, sagte ich ihr, das heißt allem Tun und Denken, das sonst hübsch und erfreulich wäre, ein garstiges, selbstsüchtiges Element einmischen. Das heißt, die schönen Minuten verachten und darüber zu keiner schönen Stunde gelangen. So was wie Potasche, sagte ich ihr, damit der Teig des Lebens recht rasch in die Höhe geht. Das heißt Menschen und Dinge, so sagt ich ihr, in Sprossen an der eigenen Leiter verwandeln, man tritt darauf, um rasch in die Höhe zu kommen, und tritt recht fest, recht hart darauf, damit es fördert.“

Es liegt fast in der Natur solcher Betrachtung, daß die irdischen Dinge wie wallende Nebel erscheinen, und wo sie nicht Symbol des Ewigen werden, auch nicht sinnlich-anschauliche Gestalt gewinnen. Geschlossene Handlung und feste Charakterzeichnung gehören nicht zu den Vorzügen dieser Novellen, ja der Dichter ruft selbst durch Eigentümlichkeiten der Komposition diesen Eindruck des Schwankenden, Ungewissen seiner Geschehnisse hervor, und wo die Schilderung, wie es gern geschieht, sich der Natur zuwendet, da bleiben die Bilder manchmal neben dem innern Geschehen stehn, ohne damit zu verwachsen. Andrerseits hat der Dichter wieder die Ludwig Richtersche oder Raabesche Liebe für das Altmodische und die kleine Welt etwa des Studierzimmers mit seinen Bildern und Büchern, daß er sich darin als in ein beseeltes Stückchen Leben versenkt. Auf Werke der Literatur und der bildenden Kunst nimmt er oft Bezug, gibt aber Anschaulichkeit dadurch nur für die, die auch ein inneres Verhältnis zu diesen Stücken haben. So geht der Dichter mit seinem Ewiges suchenden Blick durch das Leben und durch seine Erinnerungen, und mit der Willkür des Romantikers und Humoristen, hier breit, dort abschweifend, dann sich in Einzelheiten verlierend, erzählt, sinnt und betrachtet er, teils in einfältig herzlicher Sprache, teils in tiefsinniger Rede, nicht selten aber auch für mein Gefühl in einer Manier, die sich von Einfachheit zu weit entfernt und wie im Satzbau ins Verzwickte, so im Ausdruck ins Gesuchte verfällt. — Das Buch verlangt seelenverwandte Leser, um in ihnen die tiefen Lebenstöne anzuschlagen, und es verlangt sinnende Leser; denn ein Mann hat es geschrieben, der über Welt und Leben nachgesonnen hat.

Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. Leider mußten Artikel über die Einweihung des Melanchthonhauses in Bretten und über den Arbeiterkongreß in Frankfurt a. M. aus Raummangel für nächste Nummer zurückgestellt werden. Aus demselben Grunde müssen wir die Artikelreihe Dr. Lepsius und die kritische Behandlung des Alten Testaments für dies Jahr heute abbrechen. Es stehen noch zwei Artikel aus von dem Umfang des heutigen. Die darin behandelten Sachen behalten ihr Interesse. Und wir sind durchaus damit einverstanden, daß sie so ausführlich behandelt werden: wie sollte sonst die Erkenntnis wirklich gefördert werden? Auch wird hoffentlich Niemand von unsern Lesern sagen, diese Dinge gehörten nur vor die Fachtheologen. Hat doch auch Lepsius seine Erörterungen im Reich Christi den Laien dargeboten und dem Widerspruch, den er gerade aus den Gemeinschaftskreisen heraus finden mußte, sich ruhig gestellt. Sofern aber Lepsius durch den vorläufigen Abbruch der Meinholdschen Aufsätze sich geschädigt fühlen sollt, können wir ihn vielleicht durch die Mitteilung ein wenig entschädigen, daß auch seine Schrift über Harnack von uns noch eingehend gewürdigt werden wird: das Manuskript ist bereits in unsern Händen.

Ueber die Preußische Generalsynode werden wir nur das bringen, was etwa einer unsrer Freunde darüber zu sagen sich gedrungen fühlt. Von Redaktions wegen genügt es festzustellen, 1. daß es keine Repräsentanz gibt, die das weniger wäre als diese sogenannte Generalsynode, 2. daß das Beste an ihr — der Oberkirchenrat war, 3. daß das Verdienst an ihrer interessantesten Verhandlung — über die Professoren — nicht ihr, sondern den Professoren zukommt, 4. daß ihr verfassungsmäßiges Gewicht zwar besteht, aber ohne daß ihr irgendwelches Ansehn in der öffentlichen Meinung entspräche.

Wegen Erschleichung des hl. Abendmahls ist der Küsterschullehrer Rehm aus Pampow in Mecklenburg kürzlich rechtskräftig verurteilt worden. (Das Material ist abgedruckt Mecklenb. Schulzeitg. 39). Das Verhältnis zwischen ihm und seinem Pfarrer war das denkbar schlechteste. Durch unablässige Anschuldigungen, Anzeigen, Untersuchungen war er in solche innere Not geraten, daß er als Christ den Trost seiner Religion suchen und zum Abendmahl gehen wollte. Ostern 1901 ließ ihn der Pampower Pastor noch zum Abendmahl zu. Im Jahre darauf konnte er sicher sein, von ihm abgewiesen zu werden, obschon er — nach seinen Worten — „auf Grund der »Christlichen Fragestücke mit Antworten durch Dr. Martin Luther, gestellt für die, so zum Sakrament gehen wollen« sich für würdig, bereit und verlangend“ halten mußte. Er ließ sich deshalb in Schwerin durch seine dort wohnende Schwester zum Abendmahl anmelden, stellte sich vor der Beichte dem Schweriner Küster als „Rehm aus Pampow“ vor und nahm dann mit seiner Familie am Abendmahl teil. Die Kenntnis davon hat der Pampower Pastor später von Rehm selbst erhalten. — Nach Ansicht des Gerichts hätte Rehm vor der Beichte den Schweriner Pastor über sein Verhältnis zu seinem bisherigen Beichtvater aufzuklären die Pflicht gehabt. Doch das sei Gewissenssache. Rechtlich aber sei er dafür strafbar, daß er, obschon Pampower Küster und als solcher verpflichtet, die Pampower Gemeindeglieder zum Abendmahlsbesuch in Pampow anzuhalten, dennoch mit seiner Familie diese Ordnung durchbrochen und durch die Erschleichung des Abendmahls in Schwerin das Parochialrecht verletzt habe. Rehm bestreitet noch jetzt, von einem solchen „Recht“ Kenntnis gehabt zu haben. — In erster Instanz war der Mann, welcher sein ganzes Vermögen in seinen Pampower Besoldungsacker gesteckt hatte, wegen seines schweren Vergehens zur Strafversetzung — also zum Verlust seines Vermögens — verurteilt worden. Die zweite Instanz begnügte sich mit 30 Mark und den Kosten. Daß man Jemanden, der seine Sehnsucht nach dem Abendmahl Jesu guten Gewissens in einer Kirche zu stillen sucht, wo er Andacht haben kann, verurteilt hat, zeigt doch, daß Etwas faul sein muß in solcher „Kirche“.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 25. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Die Einzigartigkeit Jesu. (Reinhard Herz.)

Goslar. Mittwoch 11. November 8 Uhr im Achtermann: Unsere Aufgaben gegenüber der religiösen Notlage der Gegenwart.

Hamburg. Montag 7. Dezember Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40 Abends 8 Uhr: 1) Besprechung über die Organisation. 2) Vortrag über Baumgartens Neue Bahnen (Professor Rinn).

Hannover. Mittwoch 11. November Nachmittags 5 Uhr im Saale des Christl. Vereins junger Männer Limburgstr. 3: Ein Charakterbild des Apostels Paulus.

Königsberg. Mittwoch 25. November. Näheres in nächster Nummer.

Leipzig. Donnerstag 19. November Abends 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Bericht über die Eisenacher Versammlung. (Mulert.)

Rendsburg. Mittwoch 25. November 11 Uhr Vorm. Bahnhofshotel: 1. Organisationsfrage. 2. Die Eliasgeschichten ästhetisch und religionsgeschichtlich gewürdigt (Prof. Gunkel-Berlin). — Nachm. 3 Uhr daselbst. Evang.-soziale Konferenz für Schleswig-Holstein. 1. Die religiöse Beeinflußung der Arbeiterwelt (Pfarrer Lic. Traub-Dortmund). 2. Der Haushaltungsunterricht in den Schulen (Fräulein Emma Wendt-Hamburg).

Schwester vom „Roten Kreuz“ 11 Jahre als Krankenpflegerin tätig, sucht Stellung bei einer kranken Dame als **Pflegerin** und **Gesellschafterin.**
Gef. Off. erbitte an den Verlag u. **E. W.**

Hauslehrer

Für meine 7 und 10 jährigen Jungen suche ich zum Januar einen **Hauslehrer**, Philologe oder Theologe.
Anerbietungen mit Gehaltsansprüchen an
Königl. Oberförster **Gussone**
Neuhaus i. Solling bei Holzminden

Verhandlungen der zweiten Eisenacher Konferenz 1903. Enthaltend die vollständigen Referate und Debatten.

Die Arbeit der Kirche. P. Keller. — **Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben.** Prof. Lütgert. — **Rechtfertigung und Heiligung in ihrer Einheit und Unterschiedenheit.** P. Zeller. — **Was lernen wir für die Heidenmission aus der Geschichte der Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten.** Prof. Warneck. — **Der gegenwärtige Stand der Theologie.** Prof. Kähler. — **Die geschichtlichen Grundlagen der christlichen Weltanschauung.** Dr. Lepsius, gebunden 3 Mk. Broschiert 2 Mk.

Verlag: Deutsche Orient Mission E. V. Berlin W. 10

Bekanntmachung

An der unter unserem Patronat stehenden Kirche zu Päwesin ist die Stelle des Pfarrers zum 1. Januar 1904 wieder zu besetzen. Voraussichtlich wird dem Gewählten auch das Pfarramt von Roskow und Bagow übertragen. Es beträgt das Einkommen der Pfarrstelle

zu Päwesin mit Wohnung	4552	Mark
„ Roskow	2704	„
„ Bagow	1388	„
zusammen	8644	Mark.

Die davon auf die Zeit vom 1. Januar 1904 bis dahin 1912 zu zahlende Pfründenabgabe stellt sich insgesamt auf 2161 Mk.

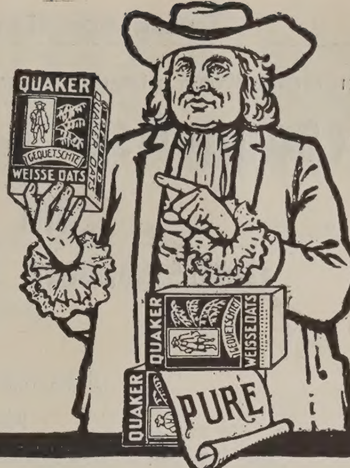
Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf sofort bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 3. November 1903

Der Magistrat

„Bethesda“

Mutterhaus für Schwestern vom Roten Kreuz in **Gnesen** bietet Jungfrauen und Witwen von guter Erziehung unentgeltliche gründliche Ausbildung in der Krankenpflege, Heimat und gesicherte Lebensstellung mit Pensionsberechtigung. Auch finden Pensionärinnen für kurzen Kursus Aufnahme. Auskunft erteilen die Frau Oberin und die Frau Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Zweigvereins.



Heranwachsende Kinder essen mit Vorliebe Quaker Oats, und bleiben durch täglichen Genuss derselben gesund und kräftig. Für die Kleinen eignet sich speziell das, auf jedem Packet stehende, Rezept "Für den Frühstückstisch."

Quaker Oats

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische 2c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Welcher Christ ermöglicht einem jungen, begabten, verwaisten evangelischen Klostergraber die Beendigung seines Studiums auf dem evangelischen Lehrerseminar durch Zahlung von je 200 M. für 1903 und 1904?
Hans Koch, evang. Vikar
Klostergrab

PIANOS von ℳ 350.– an.
Harmoniums von ℳ 80.– an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Wasserheilanstalt Hildesheim

für chronisch innere und
Nervenkranke
Winterkur
Kohlensaure Soolbäder, Schwefelbäder, Fango-Heissluft- und Elektrische Vierzellenbäder
bei
Gicht und Rheumatismus
Pension im Hause
Dr. med. **Grussendorf**

Billig im Verbrauch.
Ronnefeldt's THEE
aromatisch und ausgiebig.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10 an „Franco“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

B. Dörries:
Die Botschaft der Freude

Ein neuer Jahrgang (Evangelien-)Predigten. Schön geb. 6 Mk. Soeben erschienen!
Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

In den nächsten Wochen gelangt zur Ausgabe:

Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert

Untersuchungen über ihren inneren Lebensbestand

Von

Gustav Ecke

Doktor und Professor der Theologie a. d. Univ. Bonn

Preis ca. Mk. 7.—, geb. ca. Mk. 8.—

(Die theologische Schule Albrecht Ritschls u. die evang. Kirche der Gegenwart II. Band)

Inhalt: I. Prakt. kirchl. Ausgangspunkte der Ritschl'schen Theologie. — II. Der gegenwärtige Zerstörungsprozess und seine geschichtl. Ursachen. — 1. Einzelne Erscheinungen der Unkirchlichkeit in Stadt und Land. — 2. Unheilvoller Einfluss der Aufklärung auf das altprotest. Gemeindeleben. — 3. Zerstörung der kirchl. Organisation im Zeitalter des Rationalismus. — 4. Schwächung des Landeskirchentums durch die Sekten. — III. Restbestände altprotest. Staatskirchentums im relig. Gemeindeleben der Gegenwart. — 1. Mannigfache Erscheinungsformen des „Gewohnheitschristentums". — 2. Geschichtliche Orientierung über das innere Verhältnis der „Massen" zur christl. Gemeinde. — IV. Herrliche Erweisungen evang. Glaubens- und Liebeslebens in der 2. Hälfte des XIX. Jahrhunderts. — 1. Hervorragende Bewährung christlicher Charakterbildung in der irdischen Berufsarbeit. — 2. Die Zeugungskraft evangelischer Religiosität in einfachen Gemeindeverhältnissen. — 3. Begründung blühenden Gemeindelebens in den grösseren Städten. — 4. Entfaltung der evang. Frömmigkeit in religiösen Gemeinschaften. — 5. Originale Erscheinungsformen christlicher Liebestätigkeit. — 6. Neupflanzung evang. Christentums in der Heidenwelt.

Die seltene Einmütigkeit, mit der die gesamte theologische Fachpresse aller Richtungen den I. Band dieses Werkes als die „gründlichste und umfassendste Darstellung der Ritschl'schen Theologie" und an ihm neben seiner „blühenden Sprache und trefflichen Disposition, der Durchsichtigkeit, Klarheit und mit sich fortreissenden Gedankenentwickelung" vor allem die „musterhafte Weitherzigkeit des Verfassers, seine peinliche, auf umfassendster Kenntnis des Tatbestandes ruhende Gerechtigkeitsliebe in Beurteilung des Gegners, verbunden mit der lautersten, jedes Kompromiss auf Kosten der biblischen Wahrheit ausschliessenden Ueberzeugungstreue" rühmte, Eigenschaften, zufolge deren der Verfasser geradezu als „**Der** Historiker der Ritschl'schen Schule" angesprochen wurde, lassen erwarten, dass der II. Band die gleiche Aufnahme findet, wie der erste. Ja, die „**Untersuchungen über den inneren Lebensbestand der evang. Landeskirchen**" werden in noch weit höherem Masse unsere gesamte theologische Welt fesseln, bilden doch diese Zeugnisse inneren kirchlichen Lebens, gesammelt in vieljähriger gewissenhafter Forscherarbeit, eine wirkliche kirchliche Zeitgeschichte des XIX. Jahrhunderts, wie sie bisher noch nicht geboten worden sein dürfte.

Bestellungen auf den II. Band — der I. Band ist vergriffen und befindet sich in Neubearbeitung — nehmen alle grösseren Buchhandlungen schon jetzt an.

Neu!

Adolf Harnack

Reden und Aufsätze

Geh. 10 M. 2 Bde. Geb. 12 M.

J. Ricker'sche Verlagsbuchhdlg. (A. Töpelmann) Giessen

Kähler, Professor D.

„Der gegenwärtige Stand der Theologie". Reich Christi Verlag Berlin W. 10.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

In meinem Verlag ist neu erschienen:

Dr. W. Winsch

Die Lösung der Abendmahlsfrage

Eine Studie aus dem theologisch-naturwissenschaftlichen Grenzgebiet. — Vier Bogen 8° in guter Ausstattung, brosch. **1 Mk.**; eleg. gebd. **1,50 Mk.**

Von der Presse als sehr lesenswert empfohlen!

U. a. sagt die Wiener Frlg. Zeitg. über das Buch:

„Dieses giebt mehr, als der bescheidene Titel erwarten „läßt. Der Verfasser geht den Weg streng wissenschaftl. „Forschung und hat den unglaublich verworrenen Stoff, „der manchen ernsten Forscher schon entmutigte, wahrhaft „genial behandelt. Das treffliche Werk verdient die weiteste „Verbreitung" u. s. w. u. s. w.

Die Schrift ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, sowie gegen Einsendung des Betrages nebst 10 Pfg. Porto umgehend franko vom Verlag.

Max Breitkreuz in Berlin C 2, neue Promenade 7

Soeben ist in meinem Verlage erschienen:

Die evangelischen Kirchen und der Staat

von

Lic. Dr. **Schian,**
Diakonus

gr. 8°. 40 Seiten. 80 Pfennige

Görlitz **R. Dülfer**

W. Lütgert: Professor in Halle

Das Reich Gottes nach den synopt. Evangelien. Eine Untersuchung zur neutestamentl. Theologie. 2,40 M., geb. 3 M. — **Glaube und Heilsgeschichte.** Vortrag 50 Pf. — **Sündlosigkeit u. Vollkommenheit.** Vortrag 60 Pf. — **Die Johanneische Christologie.** (Beiträge III, 1.) 2 M. — **Geschichtlicher Sinn und Kirchlichkeit** in ihrem Zusammenhang. (Beiträge III, 4) 2 M. — **Die Erschütterung des Optimismus** durch das Erdbeben von Lissabon 1755. (Beiträge V, 3.) 1,20 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Arbeiten und nicht verzweifeln

Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. Deutsch v. Maria Kühn u. A. Kretzschmar. 1.80 Mk. brosch. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Fünfzehntes Tausend.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg